Sämmtliche

Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierte Gesammtausgabe der letzten Hand.

Viertes Bändchen.

Kinderbibliothek.

Dritter Theil.

In der Reihe die vierzehnte Original-Auflage.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

Inhalt.

	Seite
Die Streitsucht	1
Von der Arbeitsamkeit	7
Die Vorsicht	10
Fritzchen am Neujahr	11
Die böse Laune	13
An eine Weintraube	15
An meine Seele	16
Mutter und Lieschen, ein Gespräch	18
Wilhelms Frage über den frühen Tod seines kleinen Bruders	21
Ferdinands Antwort, im Traum, auf Wilhelms Frage	22
Der Schmaus	23
Das Würmchen im Winter	25
Nur der Anfang ist schwer	26
Die beiden Arbeiter	29
Das Gewitter	30
Der Uebergang vom Guten zum Bösen	32
Man kann sich wieder bessern	33
An Gust	35
Gebet eines Kindes	36
Der Hirsch, der Hase und der Esel	38
Geburtstagswunsch für Lotten, von ihrem Vater	38
Die wohlthätige Frau von Stande	39
Der großmüthige Gläubiger	41
Charondas	42
Das Reisespiel	43
Die Sinne	83
Soliman	85
An meinen Fritz. Am Geburtstage desselben	85
Von der Arbeitsamkeit	88
Der König und der Schäfer	93

Seite
Der kleine Töffel.................................... 94
Der geizige Rabe.................................... 97
Warnung wider die Verschwendung der Zeit.............. 98
Geschichte des jungen Alwil........................... 101
Die Hirsche... 105
Erfahrung macht klug, aber nur, wenn man darüber nachdenkt. 106
Die vermeinte Gefahr. Eine Fabel...................... 107
Der Kanarienvogel. Eine Erzählung..................... 109
Zwei Gespräche.. 116
Zur Warnung für die Horcher........................... 126
Liebe für Aeltern..................................... 128
Die Geduld.. 128
Ein ganz untrügliches Mittel, sein Leben zu verlängern.... 129
Arbeitsamkeit... 130
Das Gericht über Kinder............................... 131
Wozu sind Reiche und Arme in der Welt?................ 137
Gute Folgen einer guten That.......................... 143
Neujahrsgeschenk aus Jamaika in Westindien, für ein Kind in Europa.. 145
I. Port Royal, den 2ten Dezember 1778.......... 148
II. Kingston, den 3ten Dezember 1778............ 151
III. Kingston, von eben dem Tage................ 152
IV. Kingston, von eben dem Tage................. 154
V. Vom Blocksberge auf Jamaika, den 4ten Dezember 1778.............................. 155
VI. Halberstadt auf Jamaika, den 4ten Dezember 1778. 157
VII. Kingston, den 6ten Dezember 1778........... 158
VIII. Kingston, den 7ten Dezember 1778.......... 161
IX. Kingston, den 13ten Dezember 1778........... 163
X. Kingston, den 23sten Dezember 1778........... 166
Helmut. Eine Romanze.................................. 167
Der junge Adler....................................... 169
Ein Geschichtsumstand für junge Edelleute............. 170
Erfindung des Kaffeegetränks.......................... 172
Ein Lied, zu singen, wenn ein Wechselzahn soll ausgezogen werden.. 173
Seele... 174
Das Scharadenspiel.................................... 178
Eine Geschichte vom Weihnachtsabend................... 203

Die Streitsucht.

Anton war sonst ein wackerer Knabe, lernte fleißig, und war mit Freuden gehorsam; deßwegen liebte man ihn sehr; aber er litt seit einiger Zeit, ich weiß nicht wodurch, an einer traurigen Krankheit — an der Streitsucht.

Man bedauerte ihn daher, und wünschte ihn zu heilen.

Schon viele Versuche hatte sein liebreicher Vater mit ihm gemacht, aber alle waren fruchtlos geblieben.

Seine Schwester Mariane, seine gewöhnlichste Gespielinn, war eines von den gutartigen Mädchen, die viel lieber Unrecht leiden, als streiten mögen.

Nie gerieth sie mit ihm in Zank, so oft sie auch zusammen spielten; denn so bald sie merkte, daß ihn sein Zankfieber antrat, schwieg sie still; und wollte er dann nicht weiter spielen, so ging sie weg, ohne ihm den geringsten Vorwurf zu machen.

Dies gute Betragen des lieben Mädchens hätte ihn sicher geheilt, wäre sein Uebel nicht schon zu tief eingewurzelt gewesen; aber so weit war es mit ihm gekommen, daß ihre Sanftmuth ihn nicht mehr beschämte.

Was das Schlimmste war, so ward er täglich kränker. Seine übrigens gute Gemüthsart hatte ihm manchen kleinen Freund erworben. Da sah er es nun sehr gern, wenn er nach seinen Lehrstunden Erlaubniß bekam, Einen oder den Andern zu besuchen, und sich mit ihnen zu vergnügen.

Unter diesen waren auch ein paar Knaben von heftigem Gemüth.

So lange unser Anton sich seines Fehlers enthielt, ging es recht gut, aber das währte nicht lange; er wurde bald wieder davon hingerissen.

Einst kam er zu seinem Freunde Philipp, bei dem noch zwei andere, Gustav und Karl, zum Spiel sich versammelt hatten.

Sie wollten ein Spiel anfangen, ein Jeder schlug eins vor, und bestand darauf, daß es gespielt werde, am meisten Anton. Philipp bat, sie möchten sich doch freundschaftlich darum vertragen, und rieth, daß eines Jeden Spiel gespielt werde; und weil es doch nicht anging, daß die Gesellschaft sie alle auf einmahl spielte, so schlug er vor, man möge losen, wessen Spiel zuerst daran kommen solle.

Billiger konnte man nun wol nicht entscheiden, als Freund Philipp, und doch wollte man ihn nicht hören.

Die kleinen Streitgeister waren nicht fähig, sich zu fügen, und bestanden alle Drei gleich hartnäckig auf ihrem Willen.

Daß es für diesmahl um das Vergnügen der Gesellschaft gethan war, versteht sich wol von selbst. Aber wenns dabei nur geblieben wäre!

Doch ach! sie hörten auf, sich zu lieben, und Anton versicherte, weil er gar nicht schuldig zu sein glaubte, daß er nie wieder in ihre Gesellschaft kommen werde; die Andern versicherten dasselbe, und so ging man aus einander, ohne daß das Zureden des gutmüthigen Philipps das geringste geholfen hätte.

Anton kam mißmüthig nach Hause, ging stumm und finster allein umher, und wagte es doch nicht, sich selbst zu fragen, woher sein Mißmuth entstanden sei?

Doch sagte ihm eine ganz leise Stimme, daß seine Streitsucht wol Schuld sein möge.

Am folgenden Tage ging er, nach erhaltener Erlaubniß seines Vaters, zu einem andern kleinen Freunde, Simon genannt. Er erinnerte sich des gestrigen Tages, und war anfangs friedsamer.

Simon hatte auch noch einen Bruder, der Kristoph hieß. Alle Drei gingen in den Garten, wo eine Kegelbahn, eine Schaukel und verschiedene andere Spielanstalten waren.

Hier gings nun, wie man denken kann, sehr vergnügt zu; denn bisher war Anton der friedsamste Knabe gewesen, und seine beiden Freunde bestrebten sich um die Wette, ihm Vergnügen zu machen.

Von ungefähr wird Anton am andern Ende des Gartens einen kleinen Teich und einen Kahn darauf gewahr.

O laßt uns dahin gehen, und uns auf dem Teiche herumfahren, sagte er zu seinen Freunden. Wir dürfen nicht, lieber Anton, antwortete Simon. Der Vater fährt uns selbst; uns aber hat er's verboten. Wenn wir's uns je einfallen ließen, sagte er, es dennoch zu thun, so würden wir dies Vergnügen auf immer verlieren.

Anton.

Und warum das?

Kristoph.

Weil wir's nicht verstehen, einen Kahn zu lenken, lieber Anton, und leicht zu Schaden kommen könnten.

Anton.

O, wenn er sonst keine Ursache hat! — Ich verstehe das Rudern; ich will euch schon fahren.

Simon.

Das kann sein, Anton; aber wir wagen es doch nicht. Es könnte dir doch fehlen, und wir könnten alle Drei unglücklich sein; überdas hat's der Vater verboten, und dies ist uns genug.

Kristoph.

Wenn du nur warten willst, bis Vater zu Hause kommt, so wollen wir ihn bitten, daß er uns fahre.

Anton vergaß sich, fuhr fort zu streiten und zu behaupten, daß sie's ohne Schaden thun könnten.

Da die Beiden sich immer standhaft weigerten, nannte er sie furchtsam.

Simon, ohne böse zu werden, sagte ihm, daß sie sich bei dieser Furcht, ihren Vater zu beleidigen, besser befänden, als bei ihrer ehemahligen Wildheit.

Dies beleidigte Anton so sehr, daß er trotzig wegging, und versicherte, er werde nie wieder kommen.

Sie, die froh waren, einen lästigen Gesellschafter los zu werden, hielten ihn nicht; und er ging nach Hause, finsterer und mürrischer, als je.

Den Vater schmerzte es sehr, den Knaben mit diesem Unmuthe von einem Orte kommen zu sehen, von wo er sonst viel Freude mitbrachte.

Er konnte keinen Augenblick zweifeln, daß seine traurige Streitsucht die Ursache dieses Mißbehagens sei. Noch einmahl, obgleich mit weniger Hoffnung, wagte er den Versuch, ihn zu heilen.

Dir ist nicht wohl, mein Sohn, sagte er zu Anton.

Anton.

O, ich möchte, daß ich nicht ausgegangen wäre!

Vater.

Warum das?

Anton.

Denke nur, Vater, die Knaben, wo ich war, Simon und Kristoph, sind weit jünger, als ich, und wollen mir doch nicht glauben!

Vater.

Und was war's, was sie dir nicht glauben wollten?

Anton.

Im Garten ist ein Teich; darauf wollte ich sie fahren. — Du selbst hast mich ja das Rudern gelehrt, als wir einmahl auf dem Lande waren, und auf des Oheims großem See zusammen fuhren. — Aber das wollten sie nicht glauben, so viel ichs ihnen auch versicherte. Die albernen Knaben waren zu furchtsam, und blieben dabei, ihr Vater habe es ihnen verboten.

Vater.

Und das nahmst du übel?

Anton.

Ja, wenn ich Etwas gewiß weiß, und man es nicht glauben will — und widerstreitet —

Vater.

Also magst du das Streiten nicht leiden?

Anton.

Wenn ich Recht habe, und man mir's doch abstreiten will —

Vater.

Wie kannst du denn so gewiß wissen, ob du Recht hast? Kannst du dich nicht irren?

Anton.

Ja, das wol.

Vater.

Nun sieh, gleich diesmahl hast du wirklich geirret.

Anton.

Ich, Vater?

Vater.

Ja, mein Sohn; deine beiden Freunde waren vernünftiger, als du. — Ihr Vater hatte ihnen ohne weitere Einschränkung das Fahren auf dem Teiche verboten. Daran hielten sie sich, und ließen sich durch deinen Ungestüm nicht irre machen; denn er hatte ihnen nicht gesagt: wenn ein älterer und stärkerer Knabe, wie ihr, euch zuredet, so könnt ihr wol fahren.

Auch konnten sie ihn, weil er nicht dawar, hierüber nicht fragen; sie hatten also Recht, an sein Verbot sich zu halten, und du hattest Unrecht, sehr Unrecht, ihnen das zu verargen, denn du hättest sie bald zu einem großen Fehler verleitet.

Anton.

Ach, Vater, ich sehe, daß ich ein Thor war! Kannst du mir verzeihen?

Vater.

Von Herzen gern, mein Sohn. Und wie würde ich dich lieben, wenn du von heute an dich bestrebtest, deinen alten Fehler abzulegen!

Anton.

Ich will, liebster Vater; aber du mußt mir helfen, mußt mich erinnern, so oft ich in Gefahr bin, mich zu vergessen. Ich haßte das Streiten an Andern, die Recht hatten, zu streiten. Wie gehässig muß es mich gemacht haben, mich, der ich mit Unrecht stritt?

Nein, meine Freunde können mich nun nicht mehr lieben — ich werde nun immer traurig und allein zu Hause sein müssen!

Vater.

Höre, Anton, wenn dein Vorsatz ernstlich ist, und ich glaube, daß er's ist, so gelingt dir die Ausübung gewiß. Versuche es einige Zeit, dich von deinem Fehler

loszumachen; und fühlst du dann, daß es dir gelingt, so geh zu deinen Freunden — auf mein Wort: sie werden dir verzeihen; und konnten sie gleich den eigensinnigen, streitsüchtigen Anton nicht mehr lieben, so lieben sie gewiß den sanften, verträgsamen zehnmahl mehr, als sonst. —

Anton folgte dem Rathe, besserte sich, und ward geliebter und zufriedner, als je. C.

Von der Arbeitsamkeit.

Emilie hatte eine Mutter, die liebte den Fleiß, und war eine große Freundinn der Arbeitsamkeit.

Die Tochter war es nicht; auch ward es ihr schwer, der liebreichen Mutter zu glauben, wenn sie ihr von dem Vergnügen des Fleißes und von der Unlust erzählte, die mit der Trägheit verbunden ist.

Zwar arbeitete sie, so oft es die Mutter befahl, denn des Gehorsams war sie gewohnt; aber man denke selbst, wie wenig es ihr glückte, da sie immer mit Unmuth daran ging.

Liebes Mädchen, sagte dann oft die Mutter, wenn sie es mit hängendem Kopfe und verdrießlichen Gesichte arbeiten sah, liebes Mädchen, möchtest du doch bald einmahl selbst erfahren, welche Glückseligkeit die Arbeit gewährt, und welch ein unleidlicher Zustand die Unthätigkeit ist!

Ihr liebevoller Wunsch wurde erfüllt.

Als Emilie elf Jahr alt war, reiste sie einmahl mit über Land; die Mutter versah sich mit allerlei Arbeitszeuge, und rieth Emilien, das auch zu thun.

Sie wollte es thun. Aber wie leicht vergißt man, was man ungern thut! Sie that es nicht.

Die Reise ging ziemlich weit. Als sie unterweges waren, fiel ein heftiges Regenwetter ein, daß sie nicht weiter reisen konnten, und, da sie einen offenen Wagen hatten, in einem Dorfe bleiben und besseres Wetter abwarten mußten.

Weil im Gasthofe kein Platz für sie war, so ließen sie bloß den Wagen dort, und kehrten bei einer gutherzigen Alten ein, die ihnen Bett und Kämmerchen einräumte. Das war aber auch Alles, was sie hatte.

Sie blieb bei ihren Gästen. Ein Spinnrad war ihre ganze Beschäftigung.

Wie wohl that es nun der Mutter, Arbeit bei sich zu haben! Sie unterredete sich mit der guten Alten, und unter Gespräch und Arbeit flog der lange Herbstabend dahin.

Die arme Emilie hatte kein Geschäft, und weil die Alte von weiter nichts zu sprechen wußte, als von ihren Arbeiten, so fand sie auch an diesem Gespräch keinen Wohlgefallen.

Kaum könnt ihr's euch vorstellen, ihr Lieben, die ihr zur Arbeitsamkeit gewöhnt seid, welche traurige Langweile sie fühlte.

Unter vielem Murren und Seufzen, über das widerwärtige Wetter, verbrachte sie den Abend, und höchst unzufrieden mit sich selbst schlief sie ein.

Mit welcher Freude erwachte sie den nächsten Morgen, als sie den Himmel heller sah! Mit welcher Ungeduld hoffte sie, daß der Wagen zur Reise angespannt würde!

Jetzt war er fertig, und froh, unter vielen Danksagungen, schieden Mutter und Tochter von der gutherzigen Alten.

Die Fahrt ging ein wenig uneben; denn durch das

heftige Regenwetter war die Straße tief und unwegsam geworden.

Als sie beinahe eine Meile gefahren waren, brach ein Rad am Wagen; er fiel, doch kamen sie Beide unbeschädigt davon.

Nachdem sie sich vom ersten Schrecken erholt hatten, ward die Mutter gewahr, daß zum guten Glück ein Dorf in der Nähe lag.

Sie nahm Emilien mit sich, und ging dahin, um ihrem Kutscher Hülfe zu schaffen.

In diesem Dörfchen nun wohnte weder Schmied noch Rademacher. Es dauerte also ein paar Tage, ehe der Wagen wieder in Stand gesetzt werden konnte.

Die arme Emilie! Wie seufzte, wie jammerte sie vor langer Weile! Und wer konnte ihr helfen? Die Mutter nicht, so lieb sie sie auch hatte. Von ihrer Arbeit konnte sie ihr keine geben, denn die hatte Emilie nie lernen mögen.

Nun fing sie an, den Werth des Fleißes zu fühlen; ganz beschämt sagte sie zur Mutter:

Ach, ich hab's verdient, liebe Mutter, von dieser traurigen Langweile gequält zu werden! Nun erst weiß ich, wie gut du es mit mir meintest, wenn du mich zur Arbeit anhieltest! Gewiß (hier hing sie sich an der Mutter Arm, und drückte ihre Hand fest an sich) gewiß sollen deine Ermahnungen nicht wieder vergebens sein! Ich kenne nun das Unleidliche des Müßigganges. — Ich entsage ihm von heute an, und (indem sie der Mutter Hand mit Thränen begoß) verzeihe mir, daß ich dich gekränkt habe! Nie, nie thue ich es wieder.

Man sagt, sie habe es nie wieder gethan.

Elise Reimarus.

Die Vorsicht.

Ein junges muthigs Roß,
Dem Arbeit nicht so wohl gefiel,
Als Freiheit, Müßiggang und Spiel,
Riß sich von seinem Joche los,
Und floh davon auf grüne Weiden;
O welche Freuden!

Der Lenz, der Sommer strich
In frohem Müßiggange hin;
Ihm kam die Zukunft nicht in Sinn;
Es letzte jetzt und freute sich.
Allein der Winter nahm die Freuden
Den grünen Weiden.

Die Wiesen wurden leer;
In Lüften stürmt' ein rauher Nord;
Das Pferdchen floh von Ort zu Ort,
Und fand kein Dach, kein Futter mehr.
Jetzt warf es ängstlich seine Blicke
Auf sich zurücke.

Ich Thor! rief es; ach! ach!
Hätt' ich die kurze schöne Zeit
Das Bißchen Arbeit nicht gescheut,
Jetzt hätt' ich Hafer, Heu und Dach!
Wie schändlich, für so kurze Freuden
So lang' zu leiden!

Ungenannter.

Fritzchen am Neujahr.

Ha! guten Morgen, Fritzchen! — heut'
Ist guten Morgen viel!
Ein neues Morgenroth der Zeit,
Ein neuer Lauf zum Ziel!

Wie ist mir doch? — Da steh' ich hier,
Und schaue um mich her;
Und allenthalben däucht es mir,
Als ob es anders wär';

Als trät' ich in ein neues Land,
Und wäre selber neu,
Und wäre etwas unbekannt,
Und doch vergnügt dabei.

So, denk' ich, wird mir's künftig sein,
Wenn nun der liebe Gott
Erst Neujahr macht, und holt uns ein
Am letzten Morgenroth.

Dann guten Morgen, Ewigkeit!
Und keine Nacht dann mehr;
Und fröhlich Neujahr weit und breit,
Zu unsers Gottes Ehr'!

Doch Dank für so weit, lieber Herr!
Wir haben's hier auch gut,
Und wird uns immer merklicher,
Daß Segen auf uns ruht.

Dazu ist Alles vor dir gleich,
So Blume, so der Strauch.
Die Erd' ist auch ein Himmelreich,
Denn du regierst sie auch.

Und wer sich hier nicht freuen kann,
Daß du sein Vater bist,
Der, wahrlich! freut sich nicht daran,
Wenn er im Himmel ist.

Für uns ist jede Stunde wol
Des frohen Jubels werth;
Denn unser Theil ist übervoll
Von Freuden uns beschert.

Daß ich nur bin — was trägt mir das
Schon für Vergnügen ein!
Ich armes Fritzchen könnte ja
Nur nichts geblieben sein.

O dies allein, dies stürzt mich hin
In Dank, in lauten Dank!
Ihr lieben Engel, hört's! ich bin!
Hört meinen Lobgesang!

Die Blume blüht: das zeigt auf mehr;
Vergebens blüht sie nicht.
Sie streut den süßen Duft umher,
Indem sie Frucht verspricht.

Um Frucht zu werden, blühet sie;
Ihr Engel, so bin ich:
Ein kleines Blümchen blüh' ich hie,
Ihr erntet einstens mich.

Ihr Engel, war't ihr gleich so hoch,
Ich weiß es nicht. Ich will
Mich niedrig halten immer noch,
Und blühn, und duften still.

Die Erd' ist wol ein gutes Beet!
Wir Blümlein dürsten nicht.
Der Gärtner, welcher uns gesä't,
Hat Regen, wenn er spricht.

Er hat auch Wärme, daß die Frucht
Zur Reife wohl gedeih';
Und daß, wenn er nun kommt und sucht,
Es nicht vergebens sei.

Das soll es nicht! — denn seht, da naht
Sie her, mit neuer Kraft,
Die liebe Sonne, die der Saat
Gedeihn die Fülle schafft!

Overbeck.

Die böse Laune.

Immer heitern, frohen Sinn
Sollt' ich allerdings wol haben,
Weil ich noch ein Knabe bin,
Und beglückt vor manchem Knaben;
Wacker treib' ich Spiel und Lauf,
Immer kehrt die Mahlzeit wieder!
Morgens steh' ich ruhig auf,
Abends leg' ich sanft mich nieder.

Und gewiß, ich bin vergnügt,
Wenn die Freude bei mir weilet,
Wenn mir nichts im Köpfchen liegt,
Das kein Ball, kein Kreisel heilet.
Aber sprich, wo kommst du her,
Böse Laune, meine Plage?
Ungeheu'r, wo kommst du her?
Sprich, daß ich es wieder sage!

Sicher schleichst du in der Nacht
Tückisch mir in mein Gehirne;
Denn kaum bin ich oft erwacht,
Wühlts schon hier mir in der Stirne.
Dann mag schön der Morgen sein,
Lieblich mag mein Täubchen kurren,
Heiser mag sich Papchen schrein;
Ich kann nichts, als knurren, knurren.

Uebermaß in Speis' und Trank
Ist die Quelle vieler Sünden.
Gelt, ich suche schon nicht lang',
Um auch diesen Feind zu finden.
Hab' ichs nicht gar oft verspürt?
Wenn des Essens Lust mich lockte,
That ich mehr, als mir gebührt;
Und ach! meine Freude stockte.

Wie man immer wachen muß!
Lieber Gott! dem kleinsten Fehle
Folget schleunig auf dem Fuß
Züchtigung an Leib und Seele.

Fritzchen, Fritzchen! hier ist noch
Weites Feld für dich zu pflügen!
Nun, die Laune soll sich doch
Unter meinem Pfluge schmiegen!

Overbeck.

An eine Weintraube.

Sie pressen dich und stoßen dich zu Schanden,
Und machen Wein daraus,
Und hegen ihn in Kerkern und in Banden,
Und tragen ihn nach Haus;

Und trinken ihn vom Abend bis zum Morgen,
Und treibens arg dabei,
Und singen: Er, der Wein, zersprengt die Sorgen
Schier wie ein Glas entzwei!

Und haben Kopfweh dann des andern Tages,
Und haben Grillenfang,
Und sind nun von des lieben Trinkgelages
Erinnerung schon krank.

Daß du dich nicht, wenn ich den Saft dir raube,
Zum Wein in mir verkehrst!
Und nicht zu Glut, du wunderliche Traube,
In meinem Magen gährst!

Ich habe meinen Kopf noch viel zu nöthig,
Die Zeiten brauchen viel!
Und Sorgen sind bisher noch nicht vorräthig,
Als höchstens für mein Spiel.

Wenn du das willst, so werde zur Rosine,
Der ich viel holder bin,
So süß und mild für Schwester Wilhelmine,
Die kleine Näscherinn!

Overbeck.

An meine Seele.

Wo bist du, daß ich dich erkenne,
Und zu dir sage: du bist Ich!
Du, die ich alle Tage nenne,
Und doch verlegen bin um dich.
Bist du ein Hauch, wie Lüfte wehen?
Bist du ein Schein, wie lichter Strahl?
Ich möchte dich gar gerne sehen;
Kannst du's, so zeige dich einmahl.

Es ist doch wunderlich, zu wissen,
Daß was Lebendig's in uns ist,
Und doch die Freude nicht genießen,
Es zu erkennen, wie es ist!
Es soll die Kraft von meinem Leben,
Es soll mein Allerbestes sein,
Und doch muß ich so lange leben,
Und sehe dieses Ding nicht ein.

Jüngst war mein Täubchen so beklommen,
Da guckt' ich mir die Augen blind;
Ich dacht': es wird die Seele kommen;
Allein, es starb, — ich armes Kind!

Es starb, und von der kleinen Seele
Hab' ich auch keine Spur gekriegt,
Ich merkte wol die offne Kehle,
Die stille Brust, doch mehr auch nicht.

Es sind gewiß recht große Sachen,
Das fühl' ich, denk' ich nur daran,
Im tiefsten Schlafe noch zu wachen,
Im Tode gar! und himmelan
Hinauf zum lieben Gott zu fliegen,
Und dann zu sagen: ich war todt,
Und lebe doch! — Das kann genügen,
Das stärket, wenn die Grube droht.

Gewiß ist's, wenn ich an dich denke,
So ist mir Gott auch niemahls weit;
Ich sorge, daß ich ihn nicht kränke,
Und schicke mich zur Sittsamkeit.
Darum kann ich dich nicht versäumen,
Darum forsch' ich so gern nach dir,
Doch all' mein Forschen bleibt nur Träumen,
Und unbegreiflich bist du mir.

Ich habe manchmahl sagen hören,
Es sei ein Schutzgeist mir gesandt,
Der mich im Bösen müsse stören,
Im Guten sei er mir zur Hand.
Ich glaub', ich glaub', ich hab's errathen;
Du, Seele, bist der gute Geist,
Der mich in allen meinen Thaten,
Acht' ich darauf, zurechte weist.

Sei immer mir gegrüßt, o Seele,
Gegrüßt in deiner Dunkelheit!
Gieb mir bei jedem meiner Fehle
Die Warnung noch zu rechter Zeit!
Ich will mich deiner stets erfreuen;
Was du auch seist, du bist von Gott!
Durch dich erhalt' ich mein Gedeihen,
Durch dich besieg' ich einst den Tod.

Overbeck.

Mutter und Lieschen.

Ein Gespräch.

Was fehlt dir, Lieschen? du siehst ja so traurig aus.

Lieschen.

O nur ein Bißchen!

Mutter.

Warum denn, mein Kind? Ich dachte, der Lustgang, den wir gemacht haben, sollte dich erheitern?

Lieschen.

Ja, das that er auch, liebe Mutter. — Aber da ich mit Hannen sehen wollte, was die arme kranke Schulmeisterinn machte, da fanden wir die drei Kinder unsers Tischlers vor ihrer Thür, die erbärmlich vor Hunger weinten.

Mutter.

Wie ist das möglich, Kind? Der Mann hat ja so schönen Verdienst, und nur noch die vorige Woche habe ich ihm selbst 10 Rthlr. bezahlt, die er in kurzer Zeit in unserm Hause verdient hatte.

Lieschen.

Das sagte Hanne auch zu der Nachbarinn, die dabei stand, und den Kindern ein Stückchen Brot gab.

Mutter.

Und was antwortete die?

Lieschen.

Der arme Mann ist wol sehr zu beklagen, sagte sie; er läßt sichs blutsauer werden; aber das hilft ihm Alles nicht; denn seine Frau, die ist gar keine Wirthinn; sie versteht gar nichts von alle Dem, was eine Frau doch wissen muß; sie kann nicht nähen, nicht stricken und spinnen, ja nicht einmahl waschen. Wenn der arme Mann mit seinen Kindern ein reines Hemde anziehen will, so muß er es für Geld außer dem Hause waschen lassen.

Mutter.

Das ist ja arg; und da hattest du wol Ursache, traurig darüber zu sein, eine Mutter zu finden, die keine einzige ihrer Pflichten erfüllt. Gott lasse es doch die einzige sein, die dir je zu Gesicht kommt!

Lieschen.

Ach, das ist noch nicht Alles! Höre nur, liebe Mutter! — Da sie sich nun mit nichts, gar nichts beschäftigen kann, so hat sie sich aus Müßiggang den Trunk angewöhnt. Wenn der Mann mit seinen Kindern Mittags- oder Abendbrot zu finden glaubt, so liegt sie oft ohne Sinn und Verstand im Bette, und der Vater hat dann oft mit den armen Kindern nicht einmahl ein wenig Suppe zu essen. Sind das nicht recht unglückliche Kinder?

Mutter.

Ja wohl sind sie das, gutes Mädchen! Aber du hast bei dieser traurigen Gelegenheit eine Erfahrung gemacht, die dir auf dein ganzes Leben nützen kann.

Lieschen.

Welche, liebe Mutter?

Mutter.

Die, daß eine Frau, die kein Geschäft gelernt hat, das zu ihrer Bestimmung gehört, das allerverächtlichste und unglücklichste Geschöpf in der Welt ist.

Nun wirst du es mehr als jemahls begreifen, warum dein Vater und ich dich so unaufhörlich zur Arbeit ermahnen.

Lieschen.

O ja, liebe Mutter; ich sehe es nun noch mehr ein, daß du mich lieb hast, weil du mich arbeiten lehrst.

Aber sage mir einmahl: die vornehmen und reichen Kinder, die haben doch wol nicht nöthig, so vielerlei Arbeiten zu lernen? Die können ja Alles, wenn sie einmahl verheirathet sind, von ihren Mägden thun lassen. Nicht wahr, liebe Mutter?

Mutter.

Auch für die, liebes Lieschen, ist die Arbeit, so wie für die Armen, unentbehrlich. Denn erstens beschäftigt es sie angenehm, da sie sonst oft vor langer Weile keine fröhliche Minute haben würden. Und dann können sie auch das Geld, das sie für Verfertigung ihres Putzes und ihrer Kleidung ausgeben müßten, zur Erziehung armer Kinder, oder zur Erquickung armer Kranken und Nothleidenden verwenden, und sich so die reinste Freude des Lebens verschaffen.

Auch Das, daß sie wissen, wie schwer oder wie leicht eine Arbeit ist, lehrt sie gerecht gegen ihre Bediente sein, und nicht mehr von ihnen fodern, als diese leisten können. Sie wissen den Fleiß alsdann zu schätzen und zu belohnen. Und die Ausübung dieser Gerechtigkeit schafft einer jeden guten Hausfrau das unaussprechliche Vergnügen, sich von ihren Leuten geliebt zu sehen; ein Vergnügen, welches sie nicht genießen würde,

wenn ihre Befehle nicht auf Kenntniß der Sache, sondern auf Eigensinn gegründet wären.

Glaubst du es nun noch, meine Gute, daß die Kinder der Vornehmen und Reichen nicht nöthig haben, arbeiten zu lernen?

Lieschen.

Nein, beste Mutter, das glaube ich nicht mehr; ich sehe ein, daß die Arbeit für alle Menschen, wer sie auch sein mögen, nöthig und nützlich ist.

Elise Reimarus.

Wilhelms Frage

über den frühen Tod seines kleinen Bruders.

Ich bin noch in der Welt geblieben;
Gott weiß allein, warum ich nicht
Die Welt verließ, wie meine lieben
Gestorbnen Brüder, die das Licht
Der schönen Sonne nicht mehr sehen. —

Mein armer kindischer Verstand
Kanns nicht begreifen, nicht verstehen,
Warum mein Bruder Ferdinand
Acht Monden lang nur hier geweilet;
Warum er erst geboren ward,
Und nichts, gar nichts mit mir getheilet,
Kein Spielwerk, keinen süßen Mai,
Den Bruder Karl einmahl genossen;
Und keine Rosen aufgeschlossen,
Und keine Bücherleserei,
Und keines Baumes Honigfrucht,

Auch keine Nachtigallenlieder,
Und keines frommen Lehrers Zucht.

Er kam, und weinte viel,
Trug Schmerzen, und ging wieder
Aus dieser Welt, ganz unbekannt
Mit Allem, was ich schon gesehn, gehört, gelesen,
Genossen, und gar lieblich fand.

Warum ist Bruder Ferdinand
Wol hier gewesen?

Karschin.

Ferdinands Antwort,

im Traume auf Wilhelms Frage.

Mein Bruder, was du hast gefragt,
Darüber hab' ich zum Bescheide
Von Engeln, die mir's vorgesagt:
Ich kam für mich zu keiner Freude
In eure kleine Welt;
Mich hatte Gott, der alle Wesen
Erschaffen hat, und mächtiglich erhält,
Mich hatte Gott dazu erlesen,
Daß sieben Seelen aus der Noth
Durch Mildigkeit errettet würden.

Fünf Kinder und kein Bissen Brot
Gab ein Paar Aeltern schwere Bürden.
Sie wohnten unterm Dache, tief
Versteckt, wie Vögel ohne Futter.
Da sagte nun die Wehemutter,

Die man bei meiner Ankunft rief,
Vom Elend dieser armen Leute;
Und meiner Mutter Mutter lief,
Du weißts so gut, als wär' es heute,
Sie lief und sagts in reichen Häusern an;
Da mußte Magd und Diener eilen,
Geld, Brot und Kleidung auszutheilen
Für Kinder und für Weib und Mann.

Dies schrieb ein Engel auf; ich fand's, ich hab's gelesen;
Ich freute mich darob, und bin
Nicht ganz umsonst ein Mensch gewesen;
Mein Leben war Gewinn!

Karschin.

Der Schmaus.

Ist das die ganze Sache,
So laßt mich nur zu Haus!
Ich weiß nicht, was ich mache
Mit dieser Art von Schmaus. —
Ist's für die Langeweile?
Ist's für den Zeitvertreib? —
Ihr zieht mich da am Seile,
Und macht mir kranken Leib.

Ich mag's kaum wieder denken,
Wie närrisch ich da stand,
Wie Männerchen auf Schränken,
Gedrechselt und gewandt;

Gepudert und frisiret,
Gesteckt in Weiß und Roth,
Mit Kräuselchen gezieret —
Und bange bis zum Tod.

Und nun befragt mich wieder,
Was ich da recht gethan? —
Geschlichen auf und nieder
Die lange, blanke Bahn!
Gehört und nichts verstanden; —
Gesprochen kaum ein Wort!
Den Magen fast zu Schanden
Gepreßt in einem fort!

Und überall verlegen,
Bei so viel Putz und Pracht,
Bei Fächern und bei Degen;
Und dann wol ausgelacht.
Gezupft an allen Ecken,
Zu allem Dienst gebraucht,
Bei Pelz und Ueberröcken,
Daß mir der Kopf geraucht.

Und wie mir das bekommen? —
O schlecht, erbärmlich schlecht!
Der Magen ist beklommen,
Der Sinn ist gar nicht recht.
Wer kann doch alle Tage
Zu solchen Schmäusen gehn?
Das nenn' ich eine Plage,
Und ist nicht auszustehn.

Nein, Brüder, wenn wir spielen,
So ist das Herz uns leicht;
Wir sind vergnügt und fühlen
Nicht, wie die Zeit verstreicht.
Da, auf den großen Schmäusen,
Da gähnet man sich an;
O, glücklich ist zu preisen,
Wer davon bleiben kann!—

Overbeck.

Das Würmchen im Winter.

Du kleines Würmchen, wie so bloß
Hängst du an deinem kalten Moos!
Wie starr und aller Säfte leer
Ist rings der Boden um dich her!

Der Himmel hat kein Tröpfchen Thau,
Zu laben deine Mutter-Au;
Herunter schnaubt der wilde Sturm,
Und krümmt dich armen kleinen Wurm.

Mit Keilen bricht der Frost herein,
Und knickt die zarten Zweigelein
Der Hütte, wo du friedlich ruhst,
Und Keinem was zu Leide thust.

Du reckst empor das kleine Haupt,
Indem man dir dein Alles raubt,
Und bittest um dein Leben nur
Die immer schweigende Natur.

Und eh' noch blinkt das Morgenroth,
So bist du, armes Würmchen, todt.
Der liebe Gott, der Keins vergißt,
Weiß nur, wo du geblieben bist.

Stirb, armes Würmchen! Sieh, hernach
Krümmt dich kein herber Wintertag!
Kein starker Sturm, von Schlossen schwer,
Zerknickt dir deine Hütte mehr!

Stirb, Würmchen! Der dich werden ließ,
Kann sicher auch noch mehr, als dies;
Bleibst wenigstens in seiner Welt,
Die Raum auch für dich, Würmchen, hält.

Wir Alle gehen einst, wie du,
Ein Jeder hin zu seiner Ruh';
Der liebe Gott, der Keins vergißt,
Weiß nur, wo Jeder blieben ist.

Wir gehen aber dennoch hin,
Und achtens immer für Gewinn.
Der einmahl uns ein Räumchen gab,
Nimmt sicher nicht im Geben ab.

Overbeck.

Nur der Anfang ist schwer.

Der kleine Fritz hatte eine sehr starke Abneigung gegen das frühe Aufstehen.

Ob er es nun gleich wohl einsah, wie viel er durch sein langes Schlafen versäumte, und auch oft den Vor-

satz faßte, diesen Fehler zu verbessern, so wollte es ihm doch immer nicht gelingen, weil er noch nicht Muth genug hatte, seinen Widerwillen gegen das Gute zu überwinden.

Nun war es im Sommer, und er wachte einmahl des Morgens um fünf Uhr auf. Plötzlich fiel ihm sein Vorsatz ein, und er dachte bei sich selbst: einmahl muß ich doch den Anfang machen!

Mit diesem Gedanken sprang er hurtig aus dem Bette; es ging ihm aber ein Schauder durch den ganzen Körper, so stark empörte sich seine Trägheit dagegen.

Er zog sich indeß geschwind an; allein während des Anziehens war es ihm immer noch, als ob er sich wieder hinlegen sollte. Ein paar Mahl war er auch wirklich schon in Versuchung, es zu thun; aber er widerstand glücklich.

Nachdem er sich gewaschen und vollends angekleidet hatte, setzte er sich hin, und bereitete sich auf seine Lehrstunden; und mit Vergnügen bemerkte er, daß ihm Alles weit besser von Statten ging, als sonst.

Sein Lehrer war den Tag über ganz außerordentlich mit ihm zufrieden, und seine Aeltern, welche dieses hörten, überhäuften ihn mit Liebkosungen.

Er selbst war heiter und vergnügt; es war ihm, als hätte er heute ein neues Leben angefangen.

Da dachte er bei sich selbst: belohnt sich das Bißchen Selbstüberwindung, die das frühe Aufstehen mir heute kostete, mit so großem Vergnügen, o so wäre ich ja wol ein rechter Thor, wenn ich's nicht alle Tage so machen wollte!

Er that's. Mit jedem Morgen ward's ihm leichter, eben so früh aufzustehen. Endlich ward es ihm sogar zur Gewohnheit, so daß er niemahls länger schlafen

und im Bette bleiben konnte, wenn er auch gewollt hätte.

Seht, Kinder, so geht es mit Allem, was uns anfangs sauer wird. Nur frisch daran, nur ein paar Mahl euch gezwungen, und ich stehe euch dafür, daß es euch mit jedem Tage leichter, endlich zum Vergnügen werden wird.

Bei dieser Gelegenheit muß ich euch einen sonderbaren Traum sagen, welchen mir einmahl einer meiner Freunde erzählte. Dies sind seine eignen Worte:

Mir träumte, ich ginge auf einem schmalen Wege, wo viele Leute vor mir hingingen, von welchen aber eine große Anzahl schon wieder zurückkam, welche zu mir sagte, ich solle nur nicht weiter fortgehen, denn in der Mitte dieses schmalen Weges liege ein Fels, bei dem ich doch wieder umkehren müsse, weil ihn kein Mensch ersteigen könne.

Ich ließ mich aber dadurch nicht abschrecken, weil ich doch noch immer einige Andere vor mir hingehen sah, welche nicht wieder zurückkamen.

Als ich etwas weiter ging, kam es mir vor, als ob ein kleiner Stein in einer Entfernung vor mir läge. Je näher ich aber hinzukam, desto größer schien der Stein zu werden, und zuletzt wurde er so groß, wie ein Haus.

Da wollte ich auch wieder umkehren. Aber es ergriff mich Einer beim Arme und sagte: du bist auf dem Wege zur Tugend, und dieser Stein ist der Stein des Widerwillens gegen das Gute. Laß dich durch seine anscheinende Größe nicht abschrecken; dies ist ein bloßes Blendwerk deiner Augen; wage nur einen muthigen Sprung, so bist du hinüber.

Ich dachte: es soll gewagt sein; schloß darauf meine

Augen dicht zu, und sprang glücklich über den erschrecklichen Felsen hinweg.

Darauf sah ich mich um, und erblickte zu meiner Verwunderung nichts weiter, als einen mäßigen Stein, über den ich auch allenfalls hätte wegschreiten können, und welchen mir meine Einbildungskraft vorher so erstaunlich vergrößert hatte.

Nun wurde es mir auf einmahl so wohl, als ob ich mich von einer schweren Krankheit plötzlich erholt hätte.

Als ich aber wieder zurücksah, erblickte ich so viele Menschen, welche vor dem Steine des Widerwillens zurückbebten und wieder umkehrten; ich rief ihnen zu, was ich konnte, sie sollten sich durch diesen Stein nicht abschrecken lassen; es sei ein bloßes Blendwerk!

Aber sie hörten nicht auf mein Zureden. Darüber wurde ich traurig, fing heftig an zu weinen, und wachte mit kummervollem Herzen auf.

Ungenannter.

Die beiden Arbeiter.

Ein Arbeiter mußte bei dem Bau eines Hauses Steine zutragen. Unter dem Haufen derselben befand sich ein außerordentlich großer, welcher aber doch auch mit fortgeschafft werden mußte.

Allein wenn der Arbeiter an diesen kam, so ließ er ihn immer unangerührt liegen, und trug erst die kleinen weg.

Nun beunruhigte ihn aber, bei der ganzen Arbeit, beständig der Gedanke, daß er doch zuletzt den großen schweren Stein auch noch wegschaffen müsse.

Er wollte dies endlich auch thun; aber da ihn die

kleineren Lasten, die er mit Unmuth trug, schon ermattet hatten, so fehlte es ihm jetzt an Kräften, die größere fortzubringen.

Er mußte also den großen Stein liegen lassen; und weil derselbe mit in sein Tagelohn verdungen war, so wurde ihm von diesem ein Theil entzogen, und das mit Recht, weil nicht Alles von ihm geleistet war, wozu man ihn bestellt hatte.

Ein anderer Arbeiter hatte auch einen Haufen Steine vor sich liegen.

Dieser suchte zuerst den allergrößten aus; und weil er einmahl wußte, daß es nicht anders sein konnte, so trug er diesen vergnügt fort, ob es ihm gleich sauer wurde; denn er freute sich nun schon auf die Erleichterung seiner Arbeit, wenn er an die kleineren Steine kommen würde.

Nun ging ihm auch Alles gut von Statten, und er war fröhlich bei seiner Arbeit, weil er das Schwerste überwunden hatte.

Welchem Arbeiter wollet ihr gleichen, Kinder? Dem, der das Schwerste bis zuletzt versparte? oder dem, der mit dem Schwersten anfing?

Ungenannter.

Das Gewitter.

Ich, vor dem Donner fürchten mich,
Und vor des Blitzes Pracht?
Da müßt' ich schlecht erkennen dich,
Der Blitz und Donner macht.

Der du vom Himmel Feuer schickst,
Du sendest auch den Thau,
Und Korn und Blumen; du erquickst
Den Hügel und die Au.

Der du die Wolken zittern machst,
Du giebst auch Sonnenschein
Und milde Frühlingsluft; du machst,
Daß Saat und Frucht gedeihn.

Es hatten böse Dünste sich
Gezogen um uns her;
Die Luft war dick und schwefelig,
Der Athem ging nur schwer.

Da sahen wir den Himmel an,
Und Gott verstand den Blick;
Mit einem Mahle war's gethan,
Er schlug den Dampf zurück.

Ein paar Mahl flammt's; da war's vorbei;
Gereinigt war die Luft,
Der Athem ging nun wieder frei,
Das Land gab frischen Duft.

Nur unsrer Eiche, nah am See,
Fiel das Gewitter schwer.
Doch that's ihr darum gar nicht weh;
Auch giebt's der Eichen mehr.

Kann Gott es leiden, kann ich's auch,
Denk' ich; und damit gut!
Zudem, es war ein schöner Rauch,
Und schöne helle Glut.

Overbeck.

Der Uebergang vom Guten zum Bösen.

Schnell und leicht ist der Uebergang vom Guten zum Bösen, und schwer und langsam gemeiniglich die Wiederkehr.

Auf der Reise durch dies Leben geht die Bahn der Tugend oft über rauhe und steile Hügel hin; neben euch seht ihr ein blumiges Thal, das euch reizt, von dem beschwerlichen Wege der Tugend abzuweichen.

Laßt ihr euch nun dadurch verführen, so gleitet ihr schnell von dem Abhange des rauhen Hügels in das Thal hinunter; aber schwer, schwer wird es euch werden, ihn wieder hinaufzuklimmen.

Zehnmahl werdet ihr dann vielleicht ausgleiten, ehe ihr einmahl wieder festen Fuß fassen könnt.

Darum vermeidet ja den ersten Schritt zum Bösen; sonst wird es euch gehen, als ob ihr von einer steilen Anhöhe hinunterliefet; mit jedem Schritte, den ihr thut, verdoppelt sich eure Schnelligkeit, und das Gewicht eures eigenen Körpers zieht euch zuletzt unaufhaltsam hinab, bis ihr endlich nicht mehr stehen bleiben könnt, wenn ihr es gleich gern wollet.

So ging es dem kleinen Albert.

Seine Aeltern wohnten auf einem Hügel, an dessen Fuße ein tiefer Sumpf war.

Sie nahmen ihn sehr in Acht, und warnten ihn beständig, daß er doch ja den Hügel nicht hinunterlaufen solle, weil er sonst gewiß zu Schaden kommen würde.

Endlich aber fügte es sich einmahl, daß er allein war, so daß ihn Niemand sah; da fiel ihm der Gedanke ein, seinen Aeltern ungehorsam zu sein, und sich das Vergnügen zu machen, den Hügel nur ein paar Schritte weit hinunterzulaufen.

Diesem Gedanken hätte er nun sogleich widerstehen sollen; das that er aber nicht, sondern lief wirklich hinab.

Als er ungefähr in der Mitte des Abhanges war, wollte er stehen bleiben, konnte aber nicht mehr, sondern mußte nun auch wider Willen ganz hinunterlaufen, so daß er mit der größten Gewalt in den Sumpf stürzte und ertrank.

Denkt an den unglücklichen Albert, so oft ihr den ersten Schritt zum Bösen thun wollt, und dann zieht schnell euren Fuß, wie von glühenden Kohlen zurück, ehe es zu spät wird! C.

Man kann sich wieder bessern.

Einige unter euch, ihr lieben Kinder, haben vermuthlich schon das Unglück gehabt, einen oder den andern schlimmen Fehler zu begehen; und da wißt ihr nun vielleicht nicht, was ihr dabei zu thun habt.

Das Beste ist freilich, daß man sich vor dem ersten Schritte zum Bösen hüte, weil, wenn dieser gethan ist, der zweite selten auszubleiben pflegt.

Aber es ist auch das Schwerste; und wie? wenn nun unglücklicherweise dieser erste Schritt dennoch einmahl gethan ist; wie da, ihr armen Kinder?

Sollen wir da muthlos werden? Die Hände in den Schooß legen, und an unserer Besserung verzweifeln? — Das wolle Gott nicht!

Nein, Kinder! da sollen wir vielmehr, so bald wir unsern Fehltritt erkennen, ihn sogleich bereuen, aber auch den muthigen Vorsatz fassen, ihn nie, nie wieder zu begehen.

Dann ist uns, mit Gottes Hülfe, noch immer mög-

lich, wieder umzukehren auf den Weg des Guten; und dann vergiebt uns unser himmlischer Vater gern den Fehler, den wir einmahl begangen haben, aber den wir nunmehr nie wieder begehen wollen.

Wollten wir aber zaghaft werden, und uns in den Kopf setzen, es sei uns nicht mehr möglich, die einmahl angenommene Untugend wieder abzulegen, dann würde es uns gerade eben so gehen, wie es jenem Thurmdecker ging. Und wie ging es dem?

Er sollte das schadhafte Dach eines hohen Kirchthurmes ausbessern. Er saß daher, wie die Thurmdecker pflegen, in einem kleinen Kästchen, welches vermittelst eines Strickes an einem Haken oben an des Thurmes Spitze hing.

Ihr werdet einem solchen Thurmdecker wol schon einmahl in eurem Leben zugesehn, und dabei bemerkt haben, daß er sich an dem Stricke, woran sein Sitz hängt, auf- und niederlassen kann.

Nun, der Mann, von dem ich rede, wollte sich auch etwas höher hinaufziehen; aber indem er damit beschäftiget war, glitschte ihm unglücklicherweise der Strick aus den Händen, und alsobald fing er an zu sinken.

Indeß war der Strick so lang, daß er sich noch füglich hätte helfen können, wenn er, sobald er seinen Fehler merkte, nur augenblicklich zugegriffen, und das weitere Ablaufen desselben verhindert hätte.

Aber der Unglückliche verlor auf einmahl allen Muth; er dachte: es ist umsonst, daß du dich bemühest, dich zu retten; du bist nun einmahl verloren, ohne Rettung verloren!

Ueber diesen kleinmüthigen Gedanken entschlüpfte ihm vollends der Strick, durch den er sich noch hätte retten können; er stürzte herab, und brach den Hals.

Denkt an diesen Thurmdecker, ihr Kinder, die ihr

das Unglück gehabt habt, euch irgend einen Fehler anzugewöhnen, und verzaget nicht an eurer Besserung.

Wenn ihr nur den ernstlichen Willen habt, wieder gut zu werden; und wenn ihr dann Gott, der uns so gern zum Guten hilft, um seinen väterlichen Beistand bittet: dann — glaubt es einem Manne, der auch gefehlt und sich nachher wieder gebessert hat — dann wird es euch gewiß gelingen, die angenommene Untugend abzulegen, und so zu werden, wie man sein muß, wenn man hier in dieser Welt und auch im künftigen Leben glücklich werden will. C.

An Gust.

Das war ein schlimmer Tag,
Mein lieber Bruder Gust:
Ich hatte nur zum Schach,
Du nur zum Kreisel Lust;
Ich konnte Alles sehn,
Nur den Erasmus *) nicht;
Du konntest Alles sehn,
Nur die Vokabeln nicht.

Hart war im Saal die Bank,
Verzweifelt hoch der Tisch,
Die Zeit erschrecklich lang;
Das Lernen ging nicht frisch.
Verdruß saß an der Wand,
Und Sehnsucht vor der Thür,
Und ach! die harte Hand
Des Lehrers fühlten wir.

---

*) Ein Lateinisches Buch.

Wie ist mir nun ums Herz,
Mein lieber, guter Freund?
Nicht wahr? du hast den Schmerz
Rechtschaffen abgeweint?
Dein Kreisel tröstet dich? —
Mich nicht! — Ich büße schwer;
Mein Liebstes hat für mich
Heut keine Reize mehr.

Das Schachbrett mag nur stehn;
Ich rühre keinen Stein:
Mein Schäfchen selbst mag gehn;
Ich will nicht fröhlich sein.
O, lieber Bruder Gust,
Kein Trost hat mehr Gewicht,
Bin ich es mir bewußt:
Sieh, du verdienst ihn nicht!

Erst besser es gemacht,
Dann wieder auch einmahl
An Zeitvertreib gedacht,
An Kreisel und an Ball.
Denk nur, wie kommt es doch?
Ich werfe, war ich gut,
Ihn noch einmahl so hoch.
Was doch's Gewissen thut!

Overbeck.

Gebet eines Kindes.

Aller Menschen Vater, höre,
Merk' auf mich, dein lallend Kind;
Gieb mir Kraft zum Guten, lehre
Mich, was meine Pflichten sind!

Dich verehren, Böses scheuen,
Gutes lieben, und allhier
Mich der schönen Welt erfreuen,
Schöpfer, dies gelinge mir!

Meinen Aeltern Ehre geben,
Ihrem Winke folgsam sein,
Dir und ihnen dankbar leben,
Ohne Tadel fromm und rein;

Vater, dies sind meine Pflichten;
Ach, ich wachse wie ein Baum,
Der gepflanzet ward zu Früchten
In des Gartens besten Raum.

Laß mich gute Früchte tragen!
Herr, du prüfest Herz und Sinn,
Weißt, ob in der Zukunft Tagen
Ich auch gut und glücklich bin!

Sollt' ich nicht — o dann erhöre
Deines armen Kindes Flehn,
Und laß mich zu deiner Ehre
Unschuldsvoll dein Antlitz sehn!

Nimm mich früh von dieser Erde,
Ehe mir dein Auge feind
Wegen meiner Sünden werde,
Und mein guter Engel weint.

Ungenannter.

Der Hirsch, der Hase und der Esel.

Ein Hirsch, mit prächtigem Geweih
Von achtzehn Enden, ging spazieren.
Ein Hase lief vorbei,
Sah ihn und stutzte.
Starr auf allen Vieren
Steht er, und gafft ihn an;
Macht Männchen, geht hinan,
Und sagt: Sieh mich doch an,
Ich bin ein kleiner Hirsch;
Denn spitz' ich meine Ohren,
So hab' ich solch Geweih, wie du.

Ein Esel hörte zu
Und sagte: Du hast Recht,
Wir sind von einerlei Geschlecht,
Der Hirsch, und ich und du.

Der Hirsch that einen Seitenblick,
Und ging in seinen Wald zurück.

Gleim.

Geburtstagswunsch für Lotten,

von ihrem Vater.

Immer lauter, still und helle,
Wie die reinste Silberquelle,
Fließe, Tochter, bis ans Grab
Ungetrübt dein Leben ab!
Durch der Unschuld Klippen zeige

Weisheit dir die sichern Steige,
Und die Tugend sei dein Stab. C.

Die wohlthätige Frau von Stande.

In Frankreich liegt ein Dorf, heißt Sauvigni. Daselbst herrschte vor kurzen eine Seuche, welche viele Menschen hinraffte.

In diesem Dorfe besitzt der Marki von M. ein Schloß, und es fügte sich, daß er eben zur Zeit der Seuche mit seiner Familie dahinkam, um einige Geschäfte abzuthun.

Sein Vorsatz war, nur ein paar Tage da zu bleiben; denn die Zeit des Faschings oder Karnevals*) war vor der Thür, da die Vornehmen und Begüterten des Landes nach der Hauptstadt Paris eilen, um an den Lustbarkeiten Theil zu nehmen, die alsdann pflegen angestellt zu werden.

Seine Gemahlinn, die Markisinn, hatte schon Anstalten zu prächtigen Gastmahlen und Tanz-Ergetzlichkeiten gemacht, welche bei ihrer Zurückkunft angestellt werden sollten, und viel angesehene Leute waren dazu eingeladen. Sie selbst erwartete, nicht wenig Vergnügen dabei zu genießen.

Aber kaum sah diese gutmüthige Frau das Elend, worunter die armen Bewohner des Dorfs seufzten, als sie auf einmahl mit großmüthiger Entschlossenheit auf

*) So nennt man eine gewisse bestimmte Zeit im Winter, zu welcher in großen Städten allerlei öffentliche Lustbarkeiten — Schauspiele, Mummereien, Bälle u. s. w. angestellt werden.

alles Vergnügen, welches ihrer in Paris wartete, Verzicht that, um sich die edlere Freude zu machen, den Nothleidenden zu Hülfe zu kommen.

Von diesem Augenblicke an widmete ihr gutes Herz sich ganz dem Dienste dieser Unglücklichen.

Alles zu den Festen und Schmäusen bestimmte Geld wandte sie nun auf die Rettung der noch lebenden Bauern. Sie ließ einen Arzt kommen, welcher Anstalt machen mußte, daß auf ihre Kosten den Kranken Unterhalt, Arzeneien und Erquickung gereicht wurden.

Sie selbst besuchte mit ihrem Gemahl die Krankenstuben, half, wohin sie kam, pflegte mit eigener Hand die Kranken, ließ in ihren Häusern Reinlichkeit herstellen, und gab alle ihre Bediente zur Wartung derselben her.

Die Küche des Schlosses wurde bestimmt, um Erquickung und Arzeneien für sie zuzubereiten.

Sie verließ den Ort nicht eher, bis die Seuche sich völlig gelegt hatte, und mehr als zwanzig durch sie dem Tode entrissen waren. Erst nach zwei Monaten, da die Lustbarkeiten des Faschings längst vorbei waren, kehrte sie zur Stadt zurück. —

Junge Leser, merkt euch diese schöne That, und sucht sie bei Gelegenheit nachzuahmen. Geld austheilen, welches man übrig hat, und dessen Erwerbung uns nicht viel Mühe kostete — das heißt nun eben nicht wohlthätig sein. Aber sein eigenes Vergnügen, seine eigene Bequemlichkeit aufopfern, um den Hülfsbedürftigen beizuspringen; selbst Hand anlegen, und weder Mühe noch Beschwerlichkeit scheuen, um Nothleidenden zu helfen: das ist es, was den Menschenfreund bezeichnet.

E.

Der großmüthige Gläubiger.

Einem reichen Landmanne im Kanton Zürich waren einige benachbarte Bauern ansehnliche Summen schuldig, wovon sie ihm jährlich Zinsen bezahlen mußten.

Nun fiel vor einigen Jahren eine große Theurung ein, und die armen Bauern wußten nicht, woher sie das Geld zur Abtragung der Zinsen nehmen sollten.

Der Tag der Zahlung erschien, und der begüterte Gläubiger ließ die Schuldner alle zu sich fodern.

Sie kamen, aber alle mit schwerem Herzen, denn sie erwarteten, daß man ihnen die Zinsen abfodern würde, die sie diesmahl doch ganz unmöglich aufbringen konnten.

Zwar wurden sie von ihrem Gläubiger freundlich empfangen, und sogar gebeten, sich an einen schon gedeckten Tisch zu setzen, und mit ihm zu essen, aber es wollte ihnen weder Essen noch Trinken schmecken, so bange war es ihnen ums Herz.

Der Wirth bemerkte ihre Verlegenheit, und sagte: Ich sehe wol, lieben Leute, warum das Essen euch nicht schmecken will; aber hier habe ich eine Arzenei, die euren Magen schon wieder herstellen wird.

Mit diesen Worten gab er Jedem von ihnen einen Zettel, der eine Quittung über ihren Jahrzins enthielt. Die entzückten Schuldner dankten ihrem Wohlthäter mit Freudenthränen, und ließen sich's darauf wohlschmecken.

Oft ist die gute Art, mit der man Wohlthaten erzeigt, mehr werth, als die Wohlthat selbst; so wie das ansehnlichste Geschenk durch die üble Art, mit der es gemacht wird, oft seinen ganzen Werth verliert. C.

Charondas.

In dem untern Theile von Italien lag vor alten Zeiten eine Stadt, welche Thurium hieß. Die Leute dieses Orts waren anfänglich noch sehr ungesittet und wild. Wenn sie daher zusammenkamen, um sich über Etwas zu berathschlagen, so ging es selten ohne Mord und Todtschlag ab.

Da stand nun aber ein weiser Mann unter ihnen auf, der ihnen Gesetze vorschlug, um sie gesittet zu machen; und die Leute wählten ihn zu ihrem Anführer. Sein Name war Charondas.

Dieser Charondas verordnete zuerst, daß Keiner, sobald er in die Versammlung des Volks trete, ein Schwert oder irgend ein anderes Mordgewehr bei sich haben solle. Wer, sagte er, dergleichen mit sich bringt, der soll auf der Stelle des Todes sein.

Nun fügte es sich eines Tages, daß dieser Gesetzgeber, da er eben von einer Reise zu Hause kam, in die Versammlung des Volks gerufen wurde, weil man gerade seines Raths bedurfte; und in der Eile vergaß er, ehe er dahin ging, seinen Degen abzuschnallen.

Kaum war er in der Versammlung erschienen, so erinnerte man ihn, daß er sein eigenes Gesetz übertreten habe, indem er mit dem Schwerte an der Seite gekommen sei.

So will ich denn auch selbst dem verletzten Gesetze ein Genüge thun, antwortete Charondas mit kaltem Blute, riß darauf sein Schwert aus der Scheide, und stieß es sich durchs Herz. —

Eben dieser Charondas hatte noch ein anderes Gesetz

gegeben, welches auch zwar hart, aber für die unruhigen Köpfe unter seinen Landsleuten nöthig war.

Weil er nämlich voraussah, daß man mit seinen Gesetzen bald diese, bald jene schädliche Veränderung vorzunehmen suchen würde, so machte er folgende Verordnung:

Wenn Jemand dem Volke rathen wollte, irgend ein neues Gesetz einzuführen, oder an einem alten Gesetze etwas abzuändern, so mußte er sich erst einen Strick um den Hals binden, und so vor dem Volke erscheinen.

War er nun in Stande, zu beweisen, daß sein Rath wirklich gut sei, so befolgte man denselben, und ihm selbst geschah nichts zu Leide.

Fand es sich hingegen, daß die Ausführung seines Vorschlages dem gemeinen Besten schädlich wäre, so wurde er ohne Umstände mit eben dem Stricke aufgeknüpft, welchen er mitgebracht hatte. E.

Das Reisespiel.

Personen:

1. Der Vater. 2. Johannes. 3. Nikolas. 4. Lotte.
5. Kristel.

Der Letzte etwas unpäßlich.

Vater, indem er ins Zimmer tritt, wo Johannes, Nikolas und Lotte Kristeln Gesellschaft leisten.

Wie kommt's denn, daß ihr mit den Andern nicht nach Wandsbeck gegangen seid?

Johannes.

O, wir wollten lieber dem armen Kristel Gesellschaft leisten, weil der sonst hätte allein zu Hause bleiben müssen.

Vater.

Recht so, Kinder! Unsern Freunden zu Liebe müs-

sen wir auf unser eigenes Vergnügen immer gern Verzicht thun.

Nikolas.

O, es macht uns auch eben so viel Vergnügen, bei Kristeln zu sein, als wenn wir mitgegangen wären.

Vater.

Brav! — Nun, es soll euch denn auch nicht gereuen, daß ihr zu Hause geblieben seid. Ich selbst will euch Gesellschaft leisten; und weil diese Zeit doch einmahl zum Vergnügen und zur Erholung bestimmt war, so will ich euch unterdeß ein Spielchen lehren, welches ich so eben für euch ausgesonnen habe. Das könnt ihr denn den Andern wieder lehren, wenn sie diesen Abend zu Hause kommen.

Lotte.

O das ist schön! Wir wußten jetzt so nicht gleich, was wir vornehmen sollten.

Kristel.

Wie heißt denn das Spiel?

Vater.

Es heißt das Reisespiel; und ich will euch gleich sagen, worin es besteht.

Einer von euch stellt immer den Wandersmann vor; dieser geht hinaus, holt sich Stock und Hut, pocht dann an unsere Thür und ruft:

Holla! holla! macht auf die Thür!

Dann antwortet Einer von uns, der den Hausvater vorstellt, indeß wir Alle hier am Tische sitzen:

Wer bist du denn, und was begehrst du hier?

Darauf erwiedert der Wandersmann:

Ich bin ein Wandersmann, und bitt' um Nachtquartier.

Und der Hausvater antwortet:

Herein, herein, du Wandersmann!
Geöffnet ist die Thür:
Doch willst du übernachten hier,
So sag' uns erst dein Sprüchlein an.

Nun muß der Wandersmann sich auf irgend einen Denkspruch, auf ein paar hübsche Verse, oder so was, gefaßt gemacht haben. Die sagt er her; und dann spricht der Hausvater wieder:

Dein Sprüchlein ist gar hübsch und fein;
Komm dann, und nimm dein Plätzchen ein.

Da kommt denn der Wandersmann völlig herein, und setzt sich neben uns an den Tisch; und der Hausvater fährt fort:

Beschreib' uns nun, o Wandersmann,
Die Reise, die du jetzt gethan,
Von Anfang an.

Der Wanderer erzählt hierauf seinen ganzen Reiseweg, nennt die vorzüglichsten Städte, durch die er gekommen ist, die Ströme und Meere, über die er schiffen mußte, und die merkwürdigen Gebirge, über welche oder zwischen welchen hindurch ihn sein Weg führte. Man setzt dabei voraus, daß er immer den geraden Weg genommen habe, und er muß sich daher hüten, in seiner Reisebeschreibung einen Ort zu nennen, den er, wenn er diese Reise wirklich gethan hätte, nicht auch in der That hätte berühren müssen. Ist er hiemit fertig, so spricht der Hausvater abermahls zu ihm:

Was sahst du denn, o Wandersmann,
Was man bei uns nicht sehen kann?

Und nun erzählt der Wanderer irgend etwas Merkwürdiges von denjenigen Städten und Gegenden, durch die sein Weg ihn geführt hat; und Jeder von uns giebt Acht,

ob er auch nichts Unwahres in seine Erzählung einmischt. Dann fährt der Hausvater fort:

Welch Klima, welch Gewächs und welche Sitten
Fandst du an jedem Ort, durch den dein Fuß geschritten?

Und wenn der Reisende denn auch diese Frage richtig beantwortet hat, so sagt endlich der Hausvater zu ihm:

Hab' Dank, hab' Dank, du guter Mann,
Für Das, was du gesagt.
Bleib bei uns, bis es wieder tagt,
Und — nimm dies Schüßlein an!

Mit diesen Worten überreicht er ihm einen kleinen Teller voll Erdbeeren, die er nach Belieben zu sich nimmt. Seht, hier habe ich einen ganzen Korb voll zu dieser Absicht mitgebracht.

Fügt es sich nun aber, daß der Wanderer in seine Erzählung irgend Etwas einmischt, wovon wir Andern wissen, daß es sich nicht so verhalten könne; wenn er z. B. einen Ort nennt, der nicht eigentlich auf seinem Wege lag, oder ein Landeserzeugniß, welches in der Gegend, wovon er redet, nicht gefunden wird; so fahren wir Alle mit unsern zusammengedrehten Schnupftüchern über ihn her, und jagen ihn mit folgenden Worten zum Hause hinaus:

Fort, fort mit dir, du böser Gast,
Dieweil du uns beflunkert hast.

Ebendieses geschieht auch, wenn der Wandersmann auf die Fragen, welche ihm vorgelegt werden, gar nichts zu antworten weiß. Da jagen wir ihn mit den Worten hinaus:

Fort, fort mit dir, du stummer Gast;
Dieweil du nichts bemerket hast.

Nun, Johannes, hole mir erst einen Atlas herunter, damit wir in streitigen Fällen entscheiden können, wer Recht und wer Unrecht habe. Unterdeß kann Jeder von uns auf eine Reise denken, die er machen will.

Johannes.

Hier, Vater, ist der Atlas!

Vater.

Gut! — Nun, wer von euch will zuerst Wandersmann sein?

Lotte.

O, Vater, das mußt du selbst sein; damit wir erst recht sehn, wie es geht.

Vater.

Es sei! Nikolas soll denn diesmahl den Hausvater vorstellen. Sieh, hier auf diesem Zettel stehn die Worte, die du jedesmahl sprechen mußt. Bald sollt ihr mich anpochen hören. (Er geht hinaus.)

Kristel.

Nun, das soll mich wundern, wo Vater hinreisen wird!

Johannes.

Gebt nur recht Acht, daß wir ihn ertappen! und laßt uns unsre Schnupftücher bereit halten.

Vater (draußen vor der Thür).

Holla! holla! macht auf die Thür!

Nikolas.

Wer bist du denn? Und was begehrst du hier?

Vater.

Ich bin ein Wandersmann und bitt' um Nachtquartier.

Nikolas.

Herein, herein, du Wandersmann!
Geöffnet ist die Thür;

Doch willst du übernachten hier,
So sag' uns erst dein Sprüchlein an!

Vater.

Mein Sprüchlein ist:
Ueb' immer Treu' und Redlichkeit,
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Fingerbreit
Von Gottes Wegen ab!

Nikolas.

Dein Sprüchlein ist gar hübsch und fein;
Komm denn und nimm dein Plätzchen ein.

(Der Vater kommt herein, nnd setzt sich zwischen die Uebrigen an den Tisch.)

Beschreib' uns nun, o Wandersmann,
Die Reise, die du jetzt gethan,
Von Anfang an.

Vater.

Ich reisete von Hamburg nach Drontheim in Norwegen. Zu Hamburg begab ich mich zu Schiffe, und fuhr die Elbe hinunter bis gegen Stade über; von da bis Glückstadt, und von Glückstadt bis Ritzebüttel. Von hier segelten wir aus der Mündung der Elbe in die Nordsee, bei Helgoland vorbei. Dann ließen wir die Küsten von Schleswig und Jütland rechter Hand liegen, und segelten in der Nordsee hinauf bis nach Bergen in Norwegen. Hier verließ ich das Schiff, und reisete von da zu Lande mitten durch Norwegen, bis ich endlich nach einer sehr beschwerlichen Reise zu Drontheim ankam.

Johannes (zu Kristel).

Da wird's wol nichts zu plumpsacken geben!

Kristel.

Wer weiß! laßt uns nur recht aufmerken.

Nikolas.

Was sahst du denn, o Wandersmann!
Was man bei uns nicht sehen kann?

Vater.

Zu Glückstadt bemerkte ich, daß man daselbst keinen einzigen Brunnen, kein einziges kleines Quellchen hat, aus dem man trinken könnte.

Kristel.

I, wo kriegen denn die Leute da ihr Trinkwasser her?

Vater.

Das nehmen sie aus Zisternen.

Lotte.

Was sind das für Dinger?

Vater.

Das sind ausgemauerte Löcher oder Gruben in der Erde, worin man das Regenwasser sammelt. Weil diese Zisternen bedeckt und daher immer kühl, wie Keller sind, so kann das darin stehende Wasser lange Zeit frisch und unverdorben bleiben. Aber freilich, so gut als Brunnenwasser schmeckt es doch nicht. Die Ursache, warum diese Stadt keine Brunnen hat, ist die, weil sie in einer tiefen morastigen Gegend liegt.

Nikolas.

Weiter!

Vater.

Von Ritzebüttel bis zu dem Neuenwerke, welches eine Insel ist, zählten wir sechs Baken, worunter eine Blüse war.

Kristel.

Was ist denn das?

Vater.

Baken sind hohe Gebäude, die man weit in die

See hinein noch sehen kann, und welche den Schiffern zum Zeichen dienen, wie sie steuern müssen, wenn sie in die Elbe einlaufen wollen, damit sie die rechte Fahrt zwischen den gefährlichen Sandbänken, deren es in dieser Gegend viele giebt, nicht verfehlen mögen. Eine Blüse aber, oder ein Feuerthurm, ist eben so ein Leuchtthurm, wie der, den ihr bei Travemünde gesehen habt, nur mit dem Unterschiede, daß auf diesem keine Lampen, sondern Kohlen brennen, deren Funken zur Nachtzeit eine prächtige Feuersäule bilden. Alle diese Baken unterhält unser Hamburg zum Besten aller Völker, deren Schiffe nach der Elbe gehen.

Johannes (mit vaterländischem Stolze).

Siehst du, Lotte, was wir Hamburger für Leute sind? Haben deine Landsleute in Potsdam wol auch so viele Baken und Blüsen angelegt?

Lotte.

Da wären sie ja wol recht große Narren, wenn sie mitten im Lande Leuchtthürme anlegen wollten! — Aber dafür haben sie andere Dinge angelegt, die ihr hier auch nicht habt. Solltest nur sehen, das neue Schloß, Sanssouci —

Nikolas.

O, nur weiter!

Vater.

Bei Ritzebüttel lagen wir in einem Hafen vor Anker, welcher Kurhaven genannt wird. Von da gings nach Helgoland. Dies ist ein Ueberbleibsel einer größern Insel, welche nach und nach durch Wasserfluthen verschlungen worden ist. Dieser kleine Rest ist größtentheils ein bloßer Felsen, der nur ein paar Fuß tiefes Erdreich zur Bedeckung hat. Dennoch leben auf demselben an 2000 Menschen. Die Männer sind Fischer

und Lothsen, und liegen fast immer auf der See; die Weiber hingegen graben das Land (denn Pferde und Ackergeschirr giebt es auf der ganzen Insel nicht), säen, eggen, ernten, dreschen, mahlen und backen; mit Einem Worte, sie verrichten Alles, was zur Landwirthschaft gehört, ohne Mithülfe der Männer. Auch hier unterhalten die Hamburger zum Besten der Schifffahrt einen Feuerthurm, ungeachtet das Inselchen selbst zu Dänemark gehört.

Von da bis Bergen sah ich nichts, als Himmel und Wasser. Doch ehe ich nach Bergen kam, wurde mir an der Küste von Norwegen ein merkwürdiges Schauspiel gewährt. Es war gerade die Zeit, da die Häringe auf ihrer Reise vom Eismeere her in die Nordsee herunter ziehn. Da hättet ihr nun sehen sollen, wie das Meer weit und breit von vielen Millionen dieser Fische wimmelte! Oft kamen sie in großen Heeren herangeschwommen, daß sie ordentlich über einander lagen, und über der Oberfläche des Wassers zu sehen waren. Da brauchte man nicht erst Netze auszuwerfen, um sie zu fangen; man konnte sie mit Eimern schöpfen, wie man Wasser schöpft.

Bergen ist die größte und vorzüglichste Handelsstadt in ganz Norwegen. Der stärkste Handel wird hier mit Fischen, Thran, Häuten und Holz getrieben. Diese Waaren verkaufen die Norweger an andere Völker, die ihnen dafür Getreide und andere Sachen bringen, woran sie sonst Mangel leiden würden. An Holz, besonders an Tannen, hat Norwegen einen solchen Ueberfluß, daß es jährlich für 2,000,000 Thaler verkaufen kann, und doch noch immer genug behält.

Meine Reise nach Drontheim war höchst beschwerlich, weil die ganze Strecke Landes zwischen Bergen

und Drontheim größtentheils aus mächtigen Gebirgen, schroffen Felsen, tiefen Schlünden und unwegsamen, morastigen Gegenden besteht. Angebauten Acker sah ich selten; aber dafür sah ich manchen schönen Fluß, der sein klares Wasser über Felsen stürzte, und dadurch prächtige Wasserfälle verursachte. Alle diese Flüsse werden Elven genannt.

Ich kam unter andern über das große Gebirge Kölen, welches aus einer vielfachen Kette sehr hoher Berge besteht, die nach verschiedenen Himmelsgegenden hinlaufen. Wie würde es mir hier gegangen sein, wenn nicht die Regierung des Landes sich die Noth der armen Reisenden hätte zu Herzen gehen lassen! Da hätte ich oft des Nachts unter freiem Himmel in rauhen Gebirgen, ohne Lebensunterhalt, und ohne irgend eine Erquickung hinbringen müssen. Aber Dank sei der guten Landesobrigkeit, welche in solchen Gegenden zur Bequemlichkeit der Reisenden sogenannte Bergstuben oder Ruhehäuser hat erbauen lassen, in welchen man Feuer, Licht und andere Nothwendigkeiten des Lebens unentgeltlich findet.

Zuweilen mußte ich unterweges mit einem Kuchen fürlieb nehmen, der aus zerstoßener Baumrinde mit Mehl vermischt gebacken war. Da lernte ich erst recht, mein Vaterland glücklich schätzen, in welchem man nie nöthig hat, zu solchen armseligen Hülfsmitteln, den Hunger zu stillen, seine Zuflucht zu nehmen!

Dontheirm ist eine ziemlich ansehnliche und befestigte Handelsstadt, welche an der Mündung des Flusses Nid, gleichfalls auf der Küste liegt. Von dem jetzt genannten Flusse hieß sie vor Zeiten Niederoos, woher der lateinische Name Nidrosia gekommen ist. Schon hier zu Drontheim wird es im Sommer fast gar nicht

Nacht, so daß man noch um Mitternacht füglich ohne Licht speisen kann. Auch treibt diese Stadt einen erheblichen Handel mit Fischen, Holz, Kupfer und Eisen.

Johannes.

Das ist noch Alles wahr; denn das haben wir auch in der Erdbeschreibung von Norwegen gehört.

Nikolas.

Warte nur! nun will ich weiter fragen:

Welch Klima, welch Gewächs und welche Sitten
Fandst du an jedem Ort, durch den dein Fuß geschritten?

Vater.

An den Küsten, z. B. zu Bergen und an andern nicht weit vom Meere gelegenen Orten, fand ich die Luft ziemlich sanft. Ich hörte sogar, daß es daselbst im Winter oft nicht einmahl so stark zu frieren pflegt, als hier zu Hamburg. Das macht die Seeluft, welche immer viel feuchter ist, als die Landluft. Mitten im Lande hingegen, da, wo die hohen Gebirge sind, herrscht ein ewiger Winter. Denn die Gipfel dieser hohen Gebirge sind beständig mit vielem Schnee und Eis bedeckt, indeß die dazwischen liegenden Thäler grün und blühend sind.

Auf diesen Schneebergen nun sieht man die Normänner herumklettern, wie die Gemsen, indem sie sich mit der Jagd beschäftigen. Um zu verhüten, daß sie nicht einsinken in den tiefen Schnee, worin sie sonst ohne Rettung lebendig begraben würden, tragen sie vier bis fünf Fuß lange hölzerne Schuhe, die wie ein Schlitten gestaltet sind, und mit welchen sie in erstaunlicher Geschwindigkeit bergauf und bergunter glitschen.

Oft fügt es sich, daß ein solches Schneegebirge herabstürzt; dann wohl Dem, der nicht da war, wo es hin-

fällt! Menschen, Thiere und Häuser sind ohne Rettung vergraben.

Die Männer tragen hier noch Bärte, so wie bei uns die Juden; ihre Kleidungsarten, welche von den unsrigen sehr abweichen, sind den Gegenden nach verschieden. Wer alle ihre männlichen und weiblichen Trachten sehen will, der darf nur nach Friedensburg auf der Insel Seeland reisen.

Johannes.

Ach ja, da haben wir sie neulich ja gesehen, als Hans und ich mit Vater da waren! Da ist ein großer Garten, und in dem Garten ist eine Vertiefung, die heißt das Normannsthal. Darin sind — ich weiß nicht mehr wie viele, es ist aber eine große Menge — Bildsäulen in Lebensgröße aufgestellt, welche Männer und Frauen aus Norwegen vorstellen. Von jeder Gegend ist ein Mann und eine Frau zu sehen, und zwar in ihrer eigenthümlichen Tracht. Einer hatte auch seine großen Schlittenschuhe an der Seite hängen, die so lang waren, als er selbst.

Kristel.

Das hätte ich auch wol sehn mögen!

Vater.

Ein andermahl, Kristel; wenn wir wieder hinreisen.

Was die Landeserzeugnisse von Norwegen betrifft, so sind die wichtigsten davon Holz, Gras und Kräuter zur Viehweide, Eisen und Kupfer. Die meisten Einwohner werden von der Jagd, von Holzfällen und Holzsägen, von der Viehzucht und von der Fischerei ernährt. Der Fischfang ist der wichtigste Nahrungszweig für Diejenigen, welche die Küsten bewohnen. Wäre dieser nicht, so würden in vielen Gegenden, die aus unfruchtbaren, nackten Felsen bestehen, gar keine Menschen leben kön-

nen. Die Menge der Fische an diesen Küsten ist unglaublich groß. Sie ziehen in unzählbaren Heeren in die Buchten ein, welche zwischen den Klippen und vielen kleinen Inseln gebildet werden, womit die Norwegische Küste überall gleichsam besäet ist, und welche man Scheeren zu nennen pflegt. Ich hörte indeß die Einwohner häufig klagen, daß die Fischerei seit zehn Jahren merklich abgenommen habe; woher dieses aber komme, das wußte Keiner mir zu sagen.

Nun muß ich euch noch einen merkwürdigen Umstand erzählen, woraus ihr sehen könnt, wie wunderbar und gütig Gott für alle Gegenden, in welchen Menschen wohnen, gesorgt hat, damit es keiner derselben an Mitteln fehle, ihre Bewohner zu ernähren.

In Norwegen sind viele Gegenden mit so steilen, nackten und durchaus unfruchtbaren Felsen besetzt, daß sie zur Nahrung für die darin wohnenden Menschen schlechterdings nichts hervorbringen können. Wovon leben denn nun aber diese Leute? Hört, Kinder, wie die allesregierende göttliche Vorsehung auf eine andere Weise für sie gesorgt hat!

Da kommen zu gewissen Zeiten ganze Scharen von Seevögeln, welche grau von Farbe, und von der Größe einer Gans sind. Man nennt sie Eidervögel. Das Fleisch derselben ist außerordentlich mürbe und wohlschmeckend, und ihre Federn, welche ihr unter dem Namen von Eiderdunen wol schon kennen werdet, sind die weichsten von der Welt.

Diese Vögel nun kommen, wie gesagt, in erstaunlich großen Scharen herbeigeflogen, und lassen sich auf den Felsengebirgen zwischen Bergen und Drontheim häuslich nieder. Hier bauen sie sich Nester, und legen ihre Eier .Da kommen nun aber die Einwohner dieser Ge-

genden und bemächtigen sich sowol der Eier, als auch der kostbaren Eiderdunen, womit sie ihre Nester ausgepolstert haben, essen jene, und vertauschen diese gegen Korn und andere Nahrungsmittel.

Die Vögel lassen sich dadurch nicht abschrecken, sondern legen wieder andere Eier. Diese läßt man ihnen; und so werden Junge ausgebrütet. Kaum aber sind diese flügge geworden, siehe da! so kommen die Einwohner wieder, und brechen ihnen das vorderste Glied am Flügel entzwei.

Lotte.

I, warum denn das?

Vater.

Darum, damit sie nicht davonfliegen können, sondern hübsch in derjenigen Gegend bleiben müssen, wo sie das Licht der Welt erblickt haben, und wo man ihrer nicht entbehren kann. Dabei aber gebrauchen die Leute allemahl die Vorsicht, daß sie in jedem Neste ein Männchen und ein Weibchen ganz unbeschädigt lassen. Die fliegen denn aus, und ziehen fort, kommen aber im nächsten Jahre richtig wieder, um ihr Geschlecht an demjenigen Orte fortzupflanzen, wo sie selbst ihr Dasein empfangen haben.

Nikolas.

Das ist doch in der That recht merkwürdig!

Vater.

Wohl ist es das! Was würden die armen Einwohner dieser Gegenden anfangen, wenn Gott nicht diesen Vogel für sie erschaffen hätte? Von ihm erhalten sie beinahe ihren ganzen Unterhalt. Daher pflegen sie auch in ihren öffentlichen Kirchengebeten Gott anzurufen, daß er diese Eier- und Vogelernte segnen wolle.

An Brotkorn haben viele Gegenden, auch in frucht-

baren Jahren, oft großen Mangel. Aber die Leute wissen sich zu helfen. Sie backen dann ihr Brot aus Mehl von Hafer und Gerste, womit sie ein Mehl vermischen, welches sie aus Fichtenrinde gemacht haben. — Freilich ist solches Brot weder so wohlschmeckend, noch so gesund, als das unsrige.

Auch das Vieh wird den Winter über oft durch sonderbare Nahrungsmittel erhalten. Wenn das aufgetrocknete Seegras nicht zureichen will, so geben sie ihm gleichfalls Baumrindenmehl, auch wol zur Abwechselung Fischköpfe, ja sogar Pferdedünger mit etwas Heu vermischt, zu fressen.

Unter den Baumfrüchten, welche in Norwegen wachsen, zog ich die Kokusnüsse allen übrigen vor. —

Alle (mit einem entsetzlichen Geschrei).

Ho! ho! Kokusnüsse in Norwegen!

Fort, fort mit dir, du böser Gast!
Dieweil du uns beflunkert hast.

(Mit diesen Worten fielen sie über den armen Vater wüthend her, und jagten ihn mit ihren Plumpsäcken zum Hause hinaus.)

Alle (im Zurückkommen).

Ha! ha! ha!

Kristel.

Das war prächtig, daß er sich doch zuletzt noch verlaufen mußte!

Johannes.

O das that er mit Fleiß! Er hat uns ja selbst oft genug gesagt, daß die Kokusnüsse nur in den heißen Ländern, zwischen den Wendekreisen, wachsen.

Vater (hereinguckend).

Nun darf ich doch wieder hereinkommen?

Alle.

O ja, o ja, Vater!

Vater.

Wer will denn nun Wandersmann sein?

Alle.

Ich, ich, ich, lieber Vater.

Vater.

Nun, Alle auf einmahl könnt ihr's doch nicht sein! Also der Größte zuerst; Johannes!

Lotte.

O der wird gewiß seine Reise nach Kopenhagen beschreiben, die er mitgemacht hat.

Johannes.

Das werde ich auch; soll ich nicht, Vater?

Vater.

Warum nicht? Desto besser, wenn du uns keine erdichtete, sondern eine wirklich geschehene Reise erzählst! Aber hüte dich, Johannes, daß dir kein unwahrer Umstand entwischt! Ich bin, weißt du, mit dir gewesen; und — ich werde genau Acht geben.

Johannes.

O, das soll nichts zu bedeuten haben! (Geht hinaus.)

Vater.

Du, Kristel, bist diesmahl Hausvater.

Kristel.

Gut!

Johannes (vor der Thür).

Holla! holla! macht auf die Thür!

Kristel.

Wer bist du denn? und was begehrst du hier?

Johannes.

Ich bin ein Wandersmann, und bitt' um Nachtquartier.

Kristel.

Herein, herein, du Wandersmann!
Geöffnet ist die Thür;
Doch willst du übernachten hier:
So sag uns erst dein Sprüchlein an!

Johannes.

Mein Sprüchlein ist:
Erdennoth ist keine Noth,
Als dem feigen Matten.
Arbeit schafft dir täglich Brot,
Dach und Fach und Schatten.
Rings, wo Gottes Sonne scheint,
Find'st du Nahrung, Kleidung, Freund —
Thor, was willst du weiter?

Kristel.

Dein Sprüchlein ist gar hübsch und fein;
Komm denn, und nimm dein Plätzchen ein.

(Johannes kommt herein, und setzt sich.)

Kristel.

Beschreib' uns nun, o Wandersmann,
Die Reise, die du jetzt gethan,
Von Anfang an.

Johannes.

Ich reisete von Hamburg nach Kopenhagen, und von da nach Helsingör, welche beide Dänische Städte auf der Insel Seeland sind.

Von Hamburg fuhr ich zunächst nach Lübeck. Hier miethete ich mich auf ein Schiff ein, welches eben in Begriff stand, nach Kopenhagen abzusegeln. Aber es mußte erst zwei Meilen weit auf der Trave hinunterfahren nach Travemünde, wo dieser kleine Fluß, welcher dreimastige Seeschiffe trägt, ungeachtet man eine Meile diesseits Lübeck fast mit einem Springste-

cken über ihn hinhüpfen kann, sich in die Ostsee ergießt.

Bis dahin fuhr ich von Lübeck auf einem Wagen. Am andern Morgen, früh um drei Uhr, mußte ich mich an Bord begeben, und gleich darauf lichtete man die Anker.

Das Fahrwasser in der Mündung der Trave ist nur sehr schmal. Nun war des Nachts ein Schiff aus der See angekommen, und weil es sich im Finstern nicht getraute, in die schmale Mündung des Flusses einzulaufen, so hatte es sich mitten im Fahrwasser vor Anker gelegt. Das konnte nun aber unser Lothsmann beim Ausfahren nicht bemerken, weil der Tag noch nicht völlig angebrochen. Da er aber nahe genug gekommen war, um zu sehen, daß das fremde Schiff sich ihm gerade in den Weg gelegt hatte, fing er einen entsetzlichen Lärm an, und drohete dem fremden Schiffer, daß er den Schaden ersetzen solle, wenn unser Schiff auf den Strand geriethe.

Dabei versuchte er nun, neben dem vor Anker liegenden Schiffe vorbeizusegeln, und es glückte ihm, ungeachtet der Ort so seicht war, daß unser Schiff auf dem sandigen Grunde hinstreifen mußte, wie wir fühlen konnten.

Nun liefen wir ungehindert in die offenbare See ein, und nachdem wir die Sandbänke glücklich zurückgelegt hatten, übergab der Lothse dem Steuermanne das Ruder, begrüßte uns darauf mit einem: willkommen in See! und fuhr, nachdem er von den Reisenden sein gewöhnliches Trinkgeld eingesammelt hatte, in einem Boote zurück nach Travemünde; wir aber segelten ins Unendliche.

Wie einem da das Herz so groß wird, wenn man das Land nach und nach verschwinden, jetzt nur noch einige Anhöhen und Thürme, endlich dann überall nichts, als Himmel und Wasser sieht!

Lotte.

Da wurde dir wol recht bange ums Herz?

Johannes.

Bange? Ich wüßte nicht warum. Sterben müssen wir ja Alle doch einmahl; und sobald es Gottes Wille ist, daß wir daran sollen, so ist es ja gleichviel, ob wir zu Lande, oder auf dem Wasser sind. — Vater, bin ich wol bange gewesen?

Vater.

Nein, das bist du nicht; auch nachher nicht, da du mehr Veranlassung dazu hattest. Dies Zeugniß bin ich dir und auch Freund Hans schuldig.

Johannes.

Wir hatten anfangs recht guten und frischen Wind; da ging es denn auch, als flögen wir davon! Aber kaum hatten wir ein paar Stunden gesegelt, so wurde der Wind zur Ungebühr stark und beschwerlich; die See fing an, sehr hoch zu gehen, und unser Schiff tanzte und schaukelte links und rechts, vorwärts und rückwärts, auf und nieder. Da gings uns Allen nun einmahl recht schlimm, wir kriegten Alle die Seekrankheit.

Kristel.

Weil ihr noch niemahls zur See gewesen waret!

Johannes.

O, das glaube ja nicht! Es war auf unserm Schiffe ein alter Schiffskapitän, der schon seit dreißig Jahren fast immer auf der See lebte, und ein Kaufmann, der schon zweimahl die Reise nach China gemacht hatte: die wurden dir so gut krank, als wir. Von 39 Personen, die auf dem Schiffe waren, blieben nur drei Matrosen und der Schiffer gesund. Wir Andern mußten vier und zwanzig Stunden lang ganz erschrecklich leiden,

und einige von unsern Reisegefährten glaubten in ganzem Ernst, daß sie sterben würden.

Nikolas.

Worin besteht denn die Seekrankheit eigentlich?

Johannes.

O, die läßt sich mit Worten gar nicht beschreiben! Erstens ist man so schwindelig, daß man gar nicht auf den Füßen stehen kann. Wenn man einen Schritt versuchen will, so schlägt man der Länge nach hin. Dann ist man unaufhörlich übel und beängstiget; und nun geht das Erbrechen an. Das dauerte bei uns fast vier und zwanzig Stunden in einem fort, weil das stürmische Wetter so lange anhielt. Nun war aber der Magen schon in der ersten Stunde leer, und aufs neue etwas zu genießen, das war uns schlechterdings unmöglich. Unser Erbrechen blieb also fast immer ohne Erfolg, und war daher um soviel beängstigender. Fi! ich mag gar nicht mehr daran denken; die bloße Erinnerung könnte einem Uebelkeiten machen.

Gegen die Nacht wurde der Wind immer steifer, wie die Schiffer sagen, und die See ging immer höher. Um diese Zeit waren wir bei der Insel Falster schon vorbeigesegelt, und hatten nunmehr die Küste von der Insel Mön im Gesichte. Da getraute sich nun unser Schiffer nicht, weiter zu segeln, weil der starke Wind uns in der finstern Nacht leicht auf eine Sandbank hätte treiben können. Er ließ also die Anker auswerfen, und da blieben wir, bis der Tag wieder anbrach, auf Einer Stelle liegen. Aber das Schiff schaukelte dabei eben so sehr, als da wir noch unter Segel waren, und unsere Krankheit dauerte fort. Wollt ihr wissen, was für eine Bettstelle wir diese Nacht über hatten?

Lotte.

Eine mit Vorhängen vielleicht?

Johannes.

Ja, hat sich was zu Vorhängen! Auf dem Verdecke, welches ganz mit Säcken und Koffern und Tonnen bepackt war, fand sich noch ein kleiner leerer Winkel, worin Tonnenstäbe lagen. In diesen Winkel, wo wir vor den überspritzenden Wellen ziemlich sicher waren, kroch Vater mit uns Beiden, und da lagen wir, wie die Schlangen zusammengewunden, auf den harten Tonnenstäben, welche unordentlich durch einander geworfen waren. O, da dachte ich oft daran, daß Vater doch gewiß Recht gehabt habe, wenn er uns rieth, daß wir uns frühzeitig an alle Unbequemlichkeiten des Lebens gewöhnen möchten, weil wir nicht wüßten, wie es uns noch einmahl in der Welt gehen könne!

Nikolas.

Aber warum ginget ihr nicht in die Kajüte?

Johannes.

O, darin war es gar nicht auszuhalten! Erstens war die Luft so unrein darin, und dann so wurde man auch, sobald man nur unter das Verdeck kam, noch einmahl so krank, so daß man glaubte, man müsse den Augenblick des Todes sein.

Mit Anbruch des Tages lichtete man die Anker, und wir segelten bei fortdauerndem stürmischen Wetter die Küste von Mön entlang gegen Norden. Diese Küste besteht aus lauter Kreidebergen, die so weiß wie Schnee aus dem Meere emporsteigen, und nur oben mit etwas Gras bewachsen sind.

Kristel.

I, das muß ja sonderbar aussehen!

Johannes.

Das thut es auch. — Sobald wir die Insel Mön

zurückgelegt hatten, kriegten wir die Insel Seeland auf der linken, und die Küste von Schonen in Schweden auf der rechten Hand zu Gesicht. Aber darüber wurde es wieder Nacht, und der Sturm, der bei Tage etwas nachgelassen hatte, wurde nun so heftig, daß alle Reisenden vom Verdecke hinuntergetrieben wurden, um nicht Gefahr zu laufen, von den überschlagenden Wellen weggespühlt zu werden, und um den Matrosen bei ihrer Arbeit nicht hinderlich zu sein.

Lotte.

Mußtet ihr da auch einkriechen?

Johannes.

Wir sollten; aber Vater wollte nicht. Er sagte dem Schiffer rund heraus, daß wir unsern Winkel nicht verlassen würden, weil wir Keinem daselbst hinderlich wären; und was die Gefahr betreffe, fortgespühlt zu werden, so sei das unsere eigene Sache, und er möge deßwegen nur unbekümmert sein. Da ließ der Schiffer es denn geschehen, und wir blieben auf unsern Tonnenstäben liegen. Diese Stäbe gewährten uns aber in der That einen großen Vortheil. Denn so oft eine Welle überschlug, so rollte das Wasser unter uns hin, ohne uns sonderlich naß zu machen.

Indeß kroch einer unserer Gefährten, und zwar eben der, welcher schon zweimahl nach China gesegelt war, zu wiederholten Mahlen aus der Kajüte hervor, um uns um Gottes Willen zu bitten, daß wir doch auch hinunterkriechen möchten. Sehen Sie denn nicht, rief er, was es für ein Wetter ist? Wenn die Leute da auf dem Verdeck nur im geringsten gehindert werden, ihre Vorkehrungen zu machen, so gehen wir Alle zu Grunde! u. s. w. Mehr um diesen armen Mann zu beruhigen, als weil wir es wirklich für nöthig hielten, ließen wir

es uns endlich gefallen, hineinzukriechen (denn gehen konnten wir noch nicht) und ein paar Stunden lang mit den übrigen Reisenden auf dem Boden der Kajüte zu liegen. Aber das waren denn auch ein paar Stunden, an die ich mein Lebelang denken werde!

Unterdeß legte sich der Sturm; und da wir mit Anbruch des Tages wieder aufs Verdeck stiegen, konnten wir schon die Thürme von Kopenhagen entdecken. Gegen acht Uhr waren wir in der engen Straße zwischen den Inseln Amack und Saltholm, nur noch eine Meile von Kopenhagen. Aber unser Schicksal wollte, daß wir erst noch mehr vom Seeleben erfahren sollten. Es fiel eine plötzliche Windstille ein. Auch nicht das allerleiseste Lüftchen war zu spüren, und die See stand still und glatt, wie ein Spiegel. Da lagen wir nun, und konnten keinen Schritt aus der Stelle kommen, die schöne Stadt im Gesichte, nach der wir nun so gern hinübergeflogen wären! Aber was war zu thun? Wir mußten Geduld haben.

Des Nachmittags endlich, gegen drei Uhr, sprang ein leichtes Windchen auf, welches uns vor sich hinfächelte, bis wir endlich gegen Abend auf der Rhede von Kopenhagen glücklich vor Anker ankamen.

In dieser wirklich schönen Königsstadt blieben wir, bis wir die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten derselben gesehen hatten. Dann reiseten wir über Hirschholm, welches ein königliches Lustschloß ist, nach Helsingör; und von da über Friedensburg, die königliche Sommerwohnung, wieder zurück nach Kopenhagen.

Kristel.

Was sahst du denn, o Wandersmann!
Was man bei uns nicht sehen kann?

Johannes.

Von Lübeck und Travemünde sage ich euch nichts, denn da seid ihr ja selbst gewesen; also gleich nach Kopenhagen.

Diese Stadt liegt halb auf Seeland, halb auf der Insel Amack. Beide Inseln sind durch einen Kanal getrennt, aber durch Brücken wieder mit einander verbunden worden. Der Kanal dient zugleich zum Hafen für die Kriegsschiffe.

Ein Stück der Insel Amack ist wiederum von dem größern Theile durch einen Kanal abgeschnitten, und heißt der Holm, auf Deutsch: die Insel. Auf diesem Holm nun findet man Alles zusammen, was zu dem Kriegsseewesen gehört. Vor demselben liegen im Hafen alle Orlogs- oder Kriegsschiffe, welche nicht im Dienst sind. Ein großer, prächtiger Anblick, von dem man sich gar nicht wegwenden kann! Auf dem Holm selbst ist erstens die Docke zu sehen.

Lotte.

Was ist das?

Johannes.

Das ist eine große und tiefe Grube, dicht am Wasser, welche so geräumig ist, daß das größte Kriegsschiff darin stehen kann. Auf der einen Seite ist eine dreifache Schleuse, welche man aufziehen und zusetzen kann. Wird sie aufgezogen, so stürzt das Wasser aus dem Kanal in die Grube und füllt sie aus. Da kann denn ein Kriegsschiff aus dem Kanal in dieselbe hineinfahren. Sobald es darin ist, setzt man die Schleusen zu, damit kein Wasser mehr hineinfließen könne. Dann sind auf der Seite dieser Grube mächtige Pumpen, durch welche man in kurzer Zeit alles in der Grube befindliche Wasser herauspumpen kann, so daß das Schiff allmählig

niedersinkt, und endlich auf dem trockenen Boden steht. Nun kann man ihm überall beikommen, um die schadhaft gewordenen Stellen desselben auszubessern. Ist dies geschehen, so zieht man die Schleusen wieder auf, das einschießende Wasser hebt das Schiff in die Höhe, und es kann dann, sobald die Grube voll ist, wieder hinaus in den Kanal laufen. Diese Anstalt hat mir vorzüglich gefallen.

Funfzehn Jahre kann ein Kriegsschiff in See sein, ehe es einer solchen Ausbesserung bedarf. Ist es dann in der Docke gewesen, so dient es abermahls funfzehn Jahre; und wenn diese verflossen sind, wird es für unbrauchbar erklärt und zerschlagen.

Auf eben diesem Holm ist auch eine Werfte.

Lotte.

Und was ist denn das?

Johannes.

Ein abhängiger Platz am Wasser, auf dem Schiffe gebaut, und wenn sie fertig sind, vom Stapel gelassen werden.

Lotte.

O, solche Plätze sind ja hier an unserer Elbe auch!

Johannes.

Allerdings! Ferner sind auf dem Holm das Zeughaus und die Vorrathshäuser für alle Kriegsschiffe. Da sieht man Kanonen, Mörser, Kugeln, Flinten, Pistolen, Degen, Taue, Masten u. dergl. Alles in der schönsten Ordnung. Die Ankertaue der Kriegsschiffe sind so dick, als ich, und dabei sehr lang. Ihr könnt denken, welchen großen Raum ein jedes derselben einnehmen muß. Die Masten sind unten so stark, daß kaum zwei Männer mit ihren Armen sie umspannen können, und dabei so hoch, wie Thürme.

Ferner sind auf diesem weitläufigen Platze eine Menge großer Gebäude, worin man alles Das macht, was zum Seewesen erfodert wird; eins zur Schmiede, eins zum Drechseln, eins, worin die Taue mit Theer beschmiert werden, eins, und zwar ein entsetzlich langes, das man kaum absehen kann, worin die Taue gemacht werden. — Was das für ein Gewühl von Menschen ist! Wie da Alles arbeitet, daß ihm der Schweiß von den Wangen träufelt!

Vater.

Erinnerst du dich noch, Johannes, was ich dabei sagte?

Johannes.

O ja: daß wir uns schämen müßten, solche Müßiggänger zu sein, die den größten Theil des Tages stillsitzen, indeß andere Menschen es sich so sauer werden ließen, für uns mit zu arbeiten.

Vater.

Ist das nicht wahr, Kinder?

Kristel.

Ja, wir arbeiten aber auch mit dem Kopfe.

Vater.

Sieh! daran hatte ich nicht gedacht; bald hätte ich uns Unrecht gethan.

Kristel.

O, ich spaßte nur; ich weiß wol, daß unser Bißchen Lernen den Namen einer Arbeit nicht verdient.

Nikolas.

Nun, nur weiter, Johannes!

Johannes.

Das königliche Residenzschloß in Kopenhagen ist eins der prächtigsten, die man in Europa sehen kann,

wie Vater sagte *). Nur Schade, daß es nicht auf einem größern Platze steht! Das Schloß selbst macht ein großes Viereck aus, welches einen Hofraum einschließt. Dann sind aber noch andere Gebäude daneben aufgeführt, welche Flügel vorstellen, und worin der königliche Pferdestall, ein Schauspielhaus, der Büchersaal, die Kunst- und Naturalienkammer und die Bilderhalle sind.

Kristel.

Habt ihr das Alles auch gesehen?

Johannes.

Ja wol! Für Hans und mich war dies Alles erstaunlich schön; aber Vater und noch ein Reisender, der bei uns war, meinten, daß das Naturalienkabinet und die Kunstkammer nicht viel zu bedeuten hätten. Ebendas sagten sie auch von dem Innern des Schlosses, ungeachtet die Zimmer doch wirklich recht schön geputzt waren. Aber ein Zimmer gefiel doch uns Allen ausnehmend wohl; das war der Rittersaal, worin zuweilen ein Ball gehalten wird. Das ist ein erstaunlich großes Zimmer, so lang und hoch, als eine Kirche. Und so voller Kronleuchter! Wenn die alle mit brennenden Lichtern besetzt sind, so muß ein Glanz darin sein, daß einem die Augen davon geblendet werden.

Nikolas.

Was war denn Alles auf der Kunstkammer?

Johannes.

Ja, mein lieber Nikolas, wenn ich das Alles erzählen wollte, so würde ich in acht Tagen nicht fertig werden!

Nikolas.

Nur Etwas!

---

*) Dies schöne Schloß, welches 1794 abbrannte, ist jetzt von neuen, eben so groß, aber in edlerem Stile, aufgebaut.

Johannes.

Da waren zwei Mumien. —

Lotte.

O, wie sahen die aus?

Johannes.

Ordentlich wie aufgetrocknete Menschen, die mit einer Kruste überzogen sind. Was vorher Fleisch war, das ist jetzt hart, wie Holz; und sie riechen noch jetzt wie lauter Gewürz. —

Dann so waren da auch allerlei ausgestopfte ausländische Thiere, als Löwen, Tiger, Panther, allerlei Affen, Krokodille, Riesenschlangen, Paradiesvögel, Kolibri's, ein Strauß.

Lotte.

Ah! auch ein Strauß? Wie groß war der wol?

Johannes.

So groß, daß ihm Vater mit der ausgestreckten Hand kaum an den Kopf reichen konnte. Aber das machen die langen Füße und der lange Hals. Sein Leib war nur ungefähr so groß, als wenn man aus drei Truthähnen Einen machte.

Kristel.

Nicht größer?

Johannes.

Nein!

Lotte.

Wie groß war denn wol so ein Kolibri?

Johannes.

So dick, als mein kleiner Finger, aber nicht so lang. Den Paradiesvogel aber, den solltet ihr gesehen haben! Das ist ein närrisches Gewächs!

Nikolas.

Wie so?

Johannes.

Der sieht dir aus wie ein Besen von langen Federn, der vorn spitz zugeht, und nach hinten zu immer breiter wird. Man sollte nicht glauben, daß das ein Vogel wäre. Vorn sieht man bloß einen kleinen Schnabel, und dann nichts als Federn, die, wie ich sagte, nach hinten zu immer breiter werden. Was doch Alles für Geschöpfe auf Erden sind!

Da waren auch allerhand Amerikanische und Indische Seltenheiten; z. B. so ein Mantel von prächtigen Federn, wie ihn die ehemahligen Könige von Meiko trugen. Das war mir unter Allen mit das Liebste, denn wenn wir nun wieder Reisebeschreibungen lesen, und so was vorkommt, so kann ich mir doch einen ordentlichen Begriff davon machen. —

Ja, mehr darf ich jetzt nicht davon erzählen, sonst würde ich heute nicht fertig werden.

Vater.

Hast Recht, Johannes; führe uns also nur wieder in die Stadt.

Johannes.

In der Stadt gefiel uns besonders das schöne Pflaster, welches in den meisten Straßen so eben und so reinlich ist, daß man mit Vergnügen darauf umherwandelt. Da sind unter andern zwei Plätze in der Neustadt — der neue Königsmarkt und der Amalienplatz oder die Friedrichsstadt — die sind ganz vorzüglich prächtig, besonders der Letzte. Das ist ein schönes, regelmäßiges Viereck, welches von vier Palästen eingeschlossen wird, die alle einerlei Ansehen haben. In der Mitte steht die herrliche Bildsäule, welche den König Friedrich V., der diesen neuen Theil der Stadt erbauen ließ, zu Pferde vorstellt. Wenn man bei dieser Bild-

säule steht, so hat man die Aussicht in vier schöne schnurgerade Straßen, deren eine von der prächtigen Friedrichskirche begreuzt wird, die aber leider nur halb fertig geworden ist.

Kristel.

Warum denn nicht ganz?

Johannes.

Weil sie gar zu prächtig angefangen war, und es viel zu viel kosten würde, wenn der Bau mit eben der Pracht vollführt werden sollte. Das ganze Mauerwerk besteht aus lauter großen Marmorsteinen.

Lotte.

Potz tausend!

Johannes.

Nun will ich nur noch sagen, daß wir auch auf dem sonderbaren Thurme gewesen sind, der zu der Dreieinigkeitskirche gehört.

Nikolas.

Was ist denn das für einer?

Johannes.

Es ist ein Thurm, der von unten bis oben hinauf ganz rund, und dann auf einmahl wie abgeschnitten ist. Der Aufgang ist keine Treppe, sondern ein breiter, ordentlich gepflasterter Weg, der, wie eine Windeltreppe, sich herumwindet, und so allmählig aufwärts geht, daß man mit Pferden und Wagen bis oben hinauf und wieder herunter fahren kann. Der große Russische Kaiser, Peter der Erste, soll dies wirklich einmahl versucht haben. Jetzt ist oben eine Sternwarte angelegt.

Lotte.

Was ist das für ein Ding?

Johannes.

Das ist ein freier Ort auf einem hohen Gebäude,

wo man den ganzen Himmel übersehen kann. Da stellen sich dann die Sternforscher hin, wenn sie die Sterne durch ihre Ferngläser beobachten wollen.

Und nun müßt ihr mir von Kopenhagen nach Helsingör folgen.

Der Weg dahin geht über Hirschholm, welches ein königliches Lustschloß, und in einer niedrigen Gegend, mitten in einem kleinen Landsee, gebauet worden ist. Sonst mag es da recht hübsch gewesen sein, jetzt aber läßt man Schloß und Garten in Verfall gerathen, ich weiß nicht warum?

Helsingör ist eine kleine Stadt, dicht an der merkwürdigen Meerenge gelegen, welche der Sund, oder der Oresund genannt wird, und wodurch das Baltische Meer oder die Ostsee mit der Nordsee zusammenhängt. Die Straße oder Meerenge ist ungefähr eine gute halbe Meile breit. Dicht an der Stadt liegt das königliche, sehr stark befestigte Schloß Kronenburg, welches aus lauter großen Quadersteinen erbauet und mit ansehnlichen Festungswerken umgeben ist. Ich habe mir die Inschrift abgeschrieben, welche über dem Thore dieses Schlosses steht; wollt ihr sie hören?

Kristel.

O ja!!

Johannes (liest).

Nach Kristi Geburt hat man geschrieben
Tausend fünfhundert siebenzig sieben,
Als Friedrich der Andere König war
In Dänemark, und im selben Jahr
Dies Schloß erbaut und Kronenburg nannt';
Und damit solches blieb' bekannt,
Ließ er es hauen auf diesen Stein,
In Hoffnung fest auf Gott allein,

Daß es unter seinen rechten Herren,
Dem Reich Dänemark zu Glück und Ehren,
So lang' soll ungestöret stehn,
Als Sonn' und Mond am Himmel gehn.

Alle Schiffe, welche durch den Sund gehen, müssen einen Zoll erlegen, welcher dem Könige von Dänemark jährlich eine Summe von 500,000 Rthlr. einträgt.

Nun laßt euch erzählen, was wir an dem Tage, da wir nach Helsingör kamen, für ein außerordentliches Glück hatten! Es mußte sich fügen, daß wir gerade an diesem Tage hier etwas zu sehen kriegten, was man vielleicht in diesem ganzen Jahrhunderte daselbst noch nicht erlebt hatte. Hört nur!

Da wir ankamen, sahn wir von fern schon über hundert Schiffe liegen, welche theils aus der Nordsee in die Ostsee, theils aus der Ostsee in die Nordsee wollten. Nun meinten wir schon Wunder was gesehen zu haben; aber das war noch nichts, gar nichts, sage ich euch! Denn zu eben der Zeit, da wir zu Helsingör ankamen, mußte auch, gerade als wenn sie gerufen wäre, eine der größten englischen Kauffahrteiflotten ankommen, welche je gesehen worden ist. Stellt euch vor, an vierhundert Schiffe segelten an einem der schönsten Morgen, mit günstigem Winde, vor unsern Augen durch den Sund, und legten sich neben Helsingör auf der Rhede vor Anker.

Alle.

Ah!

Johannes.

O das ist lange noch nicht Alles! Mit diesen Kauffahrteischiffen kamen auch einige Englische **Fregatten** und **Kutter**, oder kleinere Kriegsschiffe an, und bezeugten der Festung im Vorbeifahren ihre Achtung.

Lotte.

Wie machten sie denn das?

Johannes.

Das will ich euch erzählen. — Wenn sie der Festung bald gegenüber waren, so ließen sie von dem Gipfel des mittelsten Mastes eine Flagge wehen, und das sollte so viel heißen, als: Gehorsamer Diener, ihr Herren Dänen! Gleich wurde auf dem Walle der Festung auch eine Flagge aufgesteckt, welches so viel sagen sollte, als: Schönen Dank, ihr Herren Engländer! Dann brannten die Engländer sieben Kanonen ab, welches vermuthlich so viel heißen sollte, als: Wie ist das Befinden von Ihnen? Flugs erwiederte die Festung diese höfliche Anfrage durch eben so viel Kanonenschüsse, welche vielleicht sagen wollten: Ihnen aufzuwarten! Noch so ziemlich wohl!

Gegen Mittag war die ganze Flotte eingelaufen, und nun sah man weit und breit nichts als Masten und nichts als Schiffe, zwischen welchen eine unzählbare Menge kleiner Böte hin und her segelte und ruderte. Dann strömten die Matrosen ans Land, und erfüllten die Straßen von Helsingör so sehr, daß man sich kaum durchdrängen konnte. Was das für ein Geschnatter von Englischen, Dänischen, Schwedischen, Deutschen, Russischen und Holländischen Bootsleuten war! Man glaubte, beim Babilonischen Thurmbau zu sein.

Ich habe vergessen zu sagen, daß Tags zuvor auch ein Russisches Geschwader von sieben Linienschiffen, welches in die Nordsee auslaufen sollte, hier geankert hatte. Außerdem befanden sich daselbst ein Schwedisches und vier Dänische Linienschiffe, nebst einigen Fregatten. Und damit das Schauspiel vollkommen würde, so mußten wir des Nachmittags noch vier andere Russische Kriegsschiffe nebst einigen Fregatten aus der Nordsee einlaufen sehen.

Nun stellt euch einmahl, wenn ihr könnt, den Anblick vor, den ein Kriegsgeschwader von drei und zwanzig Schiffen (denn so viel Kriegsschiffe kamen überhaupt daselbst zusammen) und eine Flotte von fünfhundert Kauffahrteischiffen Demjenigen gewähren muß, der vorher vom Seewesen nur erst wenig gesehen hat! Wir standen mit starren Augen und mit offenem Munde da, und konnten vor Bewunderung fast nichts sagen, als: ah! ah!

Nikolas.

Was du und Hans für glückliche Leute seid, daß Vater euch mitgenommen hat!

Vater.

Gieb dich zufrieden, Nikolas; das nächste Mahl, daß ich wieder so eine Reise mache, nehme ich dich auch mit, wenn dein Körper nur erst ein wenig härter geworden ist, um die Beschwerlichkeiten des Reisens aushalten zu können.

Nikolas (feuerroth vor Freuden).

O, Vater, ich will Alles thun, was mir nur gesagt wird, um recht hart zu werden!

Vater.

Ich weiß, lieber Junge, daß es dir nicht an gutem Willen fehlt: fahre nur so fort (ihn küssend) zu thun, was wir dir rathen, so wirds schon gehn!

Johannes.

Nun brannten wir Alle vor Begierde, zu sehn, wie ein solches großes Kriegsschiff inwendig beschaffen ist. Vater miethete also ein Boot, und damit fuhren wir hin auf die Rhede, gerade nach dem Dänischen Admiralschiffe. Hier wurden wir auf das gütigste aufgenommen, und der Admiral selbst war so gefällig, uns in seine Kajüte, dann auf dem Verdecke herum zu führen, und

uns Alles zu zeigen und zu erklären. Dann führte der Kapitän des Schiffes uns in das zweite und dritte Verdeck hinab, zeigte uns alle Zimmer und Kajüten der Offiziere, die Gewehrkammer, die Küche, die Viehställe, mit einem Worte, Alles, was auf einem solchen Kriegsschiffe zu sehen ist. Am Ende hatte der Admiral die Güte, uns auf den folgenden Tag zur Tafel einzuladen, welches Vater aber verbitten mußte, weil wir am andern Morgen frühzeitig nach dem königlichen Residenzschlosse Friedensburg zu fahren beschlossen hatten.

Kristel.

O, erzähle uns doch nun auch ein Bißchen, wie es auf so einem Kriegsschiffe beschaffen ist!

Johannes.

Wenn man schon dicht dabei ist, so begreift man noch nicht recht, wie in einem solchen Gebäude für 700 Menschen, für so viele Kanonen, für so viele Lebensmittel und für so viele andere Sachen, als man darauf haben muß, Platz sein könne. Aber ist man erst selbst an Bord, so sieht man, daß jeder Raum noch einmahl so groß ist, als er von außen zu sein scheint. Dann wundert man sich nicht mehr darüber.

Aber was man zuerst bewundernswürdig findet, das ist die große Ordnung, welche überall hervorleuchtet, und die außerordentliche Reinlichkeit, welche durch das ganze mächtige Gebäude herrscht. Die Fußböden, sogar in den großen Schiffsräumen, wo die Soldaten und Matrosen schlafen und wohnen, werden alle Tage so weiß gescheuert, als wenns Besuchzimmer wären. Man athmet überall die reinste Luft, ungeachtet unter jedem Verdecke über 200 Menschen sind.

Kristel.

Wie ist das möglich?

Johannes.

Das will ich dir erklären. Erstens sind auf beiden Seiten des Schiffes unter jedem Verdecke die Schießlöcher, woraus die Kanonen hervorgucken. Wenn das Wetter nun nicht gar zu schlimm ist, so stehen diese Löcher alle offen, und die Luft kann also ungehindert durchstreichen. Aber damit begnügen sie sich noch nicht. Sie bedienen sich außerdem auch einer gar artigen Erfindung, um die frische Luft durch jeden Winkel des Schiffes zu vertheilen; und das fangen sie so an.

Etwa zehn Ellen hoch über dem obersten Verdecke ist an dem mittlern Mast ein weiter Sack befestiget, der oben eine große Oeffnung hat. Dieser Sack läuft nun von da hinunter durch eine große Luke, welche von oben an durch alle Verdecke geht, und wird allmählig enger, je tiefer er in dem Schiffe hinabhängt. Zwischen jedem Verdecke hat dieser große Sack Arme, welche nach allen Seiten hin ausgestreckt sind und spitzig zugehen. Nun bläset der Wind oben in die große Oeffnung hinein, und weil der Sack nach unten zu immer enger wird, so preßt er die eingeblasene Luft auch immer enger zusammen. Wenn aber die Luft zusammengepreßt wird, so sucht sie eine Oeffnung, um aus dem engen Loche hinauszufahren. Dazu sind nun die verschiedenen Arme des Sackes, welche unten offen stehen. Aus diesen fährt also die Luft wieder heraus, und erfüllt jeden Raum des Schiffes, worin ein solcher Arm des Sackes sich endiget. Der Sack selbst bleibt dabei immer ausgespannt, weil er in jedem Augenblicke von neuen Luft einschluckt, um sie unten wieder von sich zu geben. — Scheint euch diese Erfindung nicht auch recht artig zu sein?

Alle.

O, allerliebst!

Vater.

Seht, Kinder, was unsre Mitmenschen Alles erdacht und erfunden haben! Würde es nun nicht eine rechte Schande für uns sein, wenn wir uns nicht auch angreifen wollten, etwas Tüchtiges zu lernen, was uns in den Stand setzen kann, auch einmahl Etwas zu thun oder zu erfinden, was der Menschheit nützlich werden kann? — Weiter, Johannes; ich freue mich, daß du Alles so gut beobachtet hast.

Johannes.

Nun laßt uns erst die Wohnung des Admirals besehen, welche auf dem Hintertheile des Schiffes, und zwar über dem obersten Verdecke ist. Dieser hat erstlich seine besondere Küche, worin für alle Offiziere mitgekocht wird; dann eine Küchenkammer, darin das Küchengeräth ist, und worin für seine Tafel angerichtet wird. Neben dieser ist ein Vorzimmer, und durch dieses geht man in seine ordentliche Wohnstube, welche ein Saal, so groß als der unsrige, nur nicht so hoch, ist. Auf beiden Seiten dieses Saals sind noch zwei kleinere Zimmer, die ihm zur Schlafkammer, zur Kleiderkammer und zu andern Bequemlichkeiten dienen. Auf jedem andern Kriegsschiffe, auf dem kein Admiral ist, gehört dieser ganze Raum dem Kapitän. Aus dem Saale führt eine Thür nach hinten zu auf den Geländergang, welcher um das Hintertheil des Schiffes läuft, und auf dem man umhergehen kann.

Neben dieser Admiralswohnung sind auf beiden Seiten kleinere Kammern für diejenigen Offiziere, welche oben auf dem Verdecke zu befehlen haben.

Nun steigt man hinab in den Raum, welcher unter

dem ersten Verdecke ist. Hier findet sich, unter dem Wohnzimmer des Admirals, wiederum ein eben so geräumiger Saal, welcher allen Offizieren gemeinschaftlich zugehört. Da kommen sie zusammen, wenn sie nicht im Dienste sind, um sich durch gesellschaftliche Vergnügungen die Zeit zu vertreiben. Neben diesem großen Zimmer befinden sich abermahls kleinere Kammern für die Offiziere sowol, als auch für den Schiffsprediger, Schiffsarzt und für den Wundarzt des Schiffes. Der übrige Theil dieses Stocks ist ein langer Raum, worin ein paar hundert Soldaten und Matrosen wohnen und schlafen. Statt der Bettstellen haben sie Hangematten, welches halbe, am Boden hangende Säcke sind, worin der Schlafende bei der Bewegung des Schiffes auf eine sanfte Weise gewiegt wird. In diesem Raume ist auch die große Küche, in welcher für 700 Menschen auf einmahl gekocht wird.

Neben der Küche stehen Gefäße mit dünnem Bier und Wasser, wovon Jedermann so viel trinken kann, als er Lust hat. Damit aber Alles hübsch ordentlich dabei zugehe, so wird eine Schildwache mit bloßem Degen dabeigestellt.

Es ist eine Lust, zu sehen, wie alle diese Leute gewöhnt sind, auf den Wink der Offiziere zu thun, was ihnen befohlen wird. Da wir in den großen Schiffsraum traten, lagen einige hundert Leute neben und hinter den Kanonen auf dem Boden. Jeder hatte seine Schale mit Suppe vor sich, weil es gerade Mittag war, und ließ es sich wohlschmecken. Weil wir nun aber zwischen so vielen da liegenden Menschen nicht recht bequem hätten durchgehen können, so gab der Kapitän ein Zeichen mit der Hand und rief: auf den Backbord! Und wie der Blitz sprangen Alle mit ihren

Näpfen auf die andere Seite des Schiffes, und machten uns Platz. Es that uns leid, daß die guten Leute um unsertwillen so gestört wurden; aber man sah es ihnen an, daß ihnen diese kleine Aufopferung gar nicht sauer wurde.

Nikolas.

Was ist denn das eigentlich, der Backbord?

Johannes.

Wenn man auf dem Hintertheile des Schiffes steht, und nach dem Vordertheile hinsieht, so wird diejenige Seite des Schiffes, die uns alsdann rechter Hand ist, der Steuerbord, die auf der linken Hand aber der Backbord genannt.

An den beiden Seiten des Schiffes sah man zwischen den Kanonen kleine Verschläge von Brettern, worin Schweine, Schafe, Ziegen und Hühner in großer Menge waren. In dem Raume unterm zweiten Verdecke ist fast die nämliche Einrichtung, und der dritte, unterste Raum, dient zum Verwahrungsorte für alle Vorräthe an Lebensmitteln und andern Bedürfnissen. Daselbst ist auch die Pulverkammer, welche sorgfältig verwahrt wird, damit kein Unglück entstehe.

Nun ließen wir uns beschreiben, wie es auf einem solchen Schiffe gehalten wird, wenn es zum Treffen kommt. Das erste, was alsdann geschieht, ist dieses, daß alle Kajüten und Zimmer, selbst die des Admirals, in einem Hui! verschwinden, so daß unter jedem Verdecke nur ein einziger großer Raum zu sehen ist.

Lotte.

I, wie machen sie denn das?

Johannes.

Alle Wände dieser Kajüten bestehen aus bloßen Brettern; und die sind nicht an einander genagelt,

sondern hängen bloß durch kleine eiserne Haken zusammen. Sie können also bald auseinander genommen werden; und weil Jeder dabei sein angewiesenes Geschäft hat, so geht dieses Wegräumen mit der größten Geschwindigkeit von Statten.

Dann steht der Admiral, oder der Kapitän des Schiffes, mit Soldaten und Matrosen oben auf dem Verdecke, und ertheilt seine Befehle. Innerhalb jedes Verdecks steht an jeder Kanonenreihe gleichfalls ein Offizier. Dieser kann nun, nachdem die Kajütenwände weggenommen sind, alle Kanonen übersehen, welches sonst nicht geschehen könnte, weil jeder Offizier in seiner Kajüte eine Kanone zur Gesellschafterinn hat, die, so lange die Wände noch stehen, in dem Schiffsraume nicht gesehen werden kann. Bei jeder Kanone aber stehen so viel Leute, als zu ihrer Bedienung nöthig sind. Sobald man nun dem Feinde nahe genug gekommen ist, wird auf ein von dem obersten Befehlshaber des Schiffes gegebenes Zeichen das Schiff dergestalt gewandt, daß es nicht das Vordertheil, sondern entweder den ganzen Steuerbord, oder den ganzen Backbord dem feindlichen Schiffe entgegenstellt, um ihm, wie man sagt, eine volle Lage zu geben, d. i. es mit allen denjenigen Kanonen zu beschießen, welche auf dieser Seite liegen.

Nun war es uns anfangs unbegreiflich, wie man die abgebrannten Kanonen wieder laden könne, da ihr Mundloch außerhalb des Schiffes ist; aber man zeigte uns, daß beim Losbrennen jede Kanone, die auf Rädern liegt, um einige Schritte zurückrollt, so daß man sie mit Gemächlichkeit wieder laden kann, und sie alsdann nur wieder vorzuschieben braucht.

Vater.

Nun, Kinder, für heute mag dies genug sein. Jo-

hannes hat sich den Mund schon ganz trocken geredet; es ist Zeit, daß wir ihm zur Belohnung eine Erfrischung reichen. (Die Erdbeeren ihm darreichend.)

Nimm hin, nimm hin, du guter Gast,
Dieweil du uns vergnüget hast!

In der nächsten Freistunde wollen wir unser Spielchen vollends ausspielen.

Lotte.

Ich wollte, daß es noch drei Stunden gewährt hätte.

Nikolas.

Wie gut ist es, daß wir zu Hause geblieben sind!

Vater.

Siehst du, Nikolas, so belohnt sich jede gute That schon durch sich selbst. E.

Die Sinne.

Wie wunderbar bin ich gemacht,
Mit welcher Kunst, mit welcher Pracht!
Je mehr ich mich betrachte, wird
Mein Herz zu frommen Dank gerührt.

Da tret' ich vor den Spiegel hin,
Und seh mich selber, wie ich bin.
Und horch! mein kleiner Vogel singt:
Ich höre, daß es lieblich klingt.

Ich geh' im Garten — ha! die Luft
Ist warm und voll von süßem Duft,
Und meine Nase spüret gern
Die Wohlgerüche nah und fern.

Da winkt die Kirsche von dem Baum,
Und machet lüstern meinen Gaum:
Ich spring' hinan, und breche sie,
Und etwas Mild'res schmeckt' ich nie.

Das ist doch künstlich, ganz gewiß!
Und wozu hab' ich alles dies?
Um froh zu merken, daß ich bin;
Denn glücklich macht mich jeder Sinn.

Der blinde Mann, der gestern kam,
Und traurig seinen Schilling nahm,
Der arme, stille blinde Mann
Zeigt mir das Glück der Sinne an.

Er kann nichts sehen; Dunkelheit
Verschließt die Welt ihm weit und breit;
Die Sonne geht für ihn nicht auf,
Vollendet nicht für ihn den Lauf.

Ob Mittag oder Nacht es sei,
Das ist ihm Alles einerlei.
Er hört die Lerche singen früh,
Und fraget: warum singet sie?

Das weiß er nicht, daß sie entzückt
Der Dämmerung entgegenblickt,
Daß sie den jungen Tag begrüßt,
Der ihr so hoch willkommen ist.

O, blinder Mann, du weißt es nicht,
Wie mir das Herz vor Wehmuth bricht!
Ich fühle meiner Sinne Glück,
Und danke Gott mit nassem Blick.

Overbeck.

Soliman.

Als Soliman der zweite, Türkischer Kaiser, die Stadt Belgrad erobert hatte, und wieder nach Konstantinopel zurückkehren wollte, warf sich ein armes Weib ihm zu Füßen, und beklagte sich bei ihm, daß ihr seine Soldaten unter der Zeit, daß sie geschlafen, Alles weggenommen hätten.

Soliman lächelte darüber, und antwortete: sie müsse denn doch wol sehr fest geschlafen haben, wenn sie von dem Geräusch und Lärmen bei der Plünderung ihres Hauses nichts gehört habe.

Freilich, erwiederte sie ganz dreist, freilich schlief ich sehr fest, weil ich glaubte, du, Kaiser, wachtest für mich.

Der Sultan wurde sehr lebhaft dadurch betroffen, und doch gefiel ihm diese entschlossene Antwort; er ließ der Frau Alles wiedergeben, was man ihr genommen hatte, und machte ihr noch ein Geschenk von zwanzig Goldstücken. C.

An meinen Fritz.

(Am Geburtstage desselben.)

Vielleicht, daß schon die Hände dann verwesen,
Die dies jetzt schreiben, liebes Kind!
Wann du dereinst dies Blatt wirst lesen;
Vielleicht, daß schon der Abendwind
Auf meines Grabes Hügel spielt,
Wann erst dein Herz das volle Leben fühlt! —
Dann, guter Junge! setz' ein Weilchen
Dich auf den Rasenhügel hin,

Und denke, daß mein Leib in Millionen Theilchen
Allein zerflog, ich aber selbst noch bin.
Und, ists erlaubt dem unsichtbaren Wesen,
Das in mir denkt, o, so umschweb' ich dich,
Wann du dies Blatt gerührt wirst lesen,
Und nicht erröthen darfst, daß heut dein Vater sich
Umsonst gefreut, umsonst für dich
Ein halber Einsiedler gewesen!

Du wirst es dann schon längst vergessen haben,
Wie mir das Herz vor Freuden schlug,
Als heut dein Händchen unserm Raben
Dein Morgenbrot halb nach dem Käfig trug,
Und wahrlich war's kaum ganz für dich genug!
Du wirst es längst vergessen haben,
Wie deine Mutter liebevoll
Dich an sich drückt', daß sie den kleinen Schwaben *)
Zu deinem Kuchen bitten soll.
Du wirst es längst vergessen haben,
Daß fast dein Herz dir, trotz dem Kuchen! brach,
Als deine Muhme scherzend sprach:
Du sollst mein Erbe sein, wenn sie mich einst begraben.

Ich schrieb es auf; nicht, Kind! um dich zu preisen;
Denn dieses Herz ist Gabe der Natur,
Und deine Aeltern durften nur
Am Scheideweg zurecht dich weisen;
Doch, könntest du dereinst dies Herz,
Und, ach! mit ihm dein ganzes Glück verspielen:
Dann werd' ich zwar im Grabe keinen Schmerz,
Du aber selbst die Schande doppelt fühlen.

---

*) Karl, in Götz von Berlichingen.

Denn wisse, daß dein Vater selten Wein
Nur trank, zum Reitpferd seine Füße,
Und seine Hände zum Lakai'n
Gern für dich machte; selbst die süße
Begierde, seinen fernen Freund nach Jahr
Und Tag zu küssen, unterdrückte;
Daß deine Mutter sich das Haar
Mit Veilchen, statt der Perlen, schmückte,
Sich oft dem Schlaf, so fest er hielt, entriß,
Zu halben Tagen zwischen ihren Knien
Dich horchend stehen hatt' — und alles dies,
Zum braven Mann dich zu erziehen.

Erfüllst du diese Hoffnung nicht,
So wird die Welt mit Fingern auf dich zeigen;
Denn, sollt' auch schon mein Mund im Grabe schweigen,
So schweiget doch vielleicht nicht mein Gedicht.
Sohn, werde was du willst im Staat,
Sei seines Schutzes werth durch deines Geistes Rath,
Durch deine Barke, die der fernsten Insel
Gewächse holt, durch deiner Flöte Ton,
Durch deinen Griffel oder Pinsel:
Nur werd' ein Biedermann *), o Sohn!

Und bist du dies, so wirst du sicher finden,
Was du bedarfst; denn, Kind, ein Biedermann
Besetzt die Tafel nicht mit Sünden,
Und Ränke kleiden ihn nicht an.
Bist du nur dies, so wirst du Freunde finden,
Wie überall sie noch dein Vater fand;
Und, o, vielleicht wird eines Mädchens Hand,

*) Ist so viel, als: ein braver Mann.

Das deiner Mutter gleicht, sich dann mit dir verbinden.
Erfülle dies! denn sieh! zu deinem Richter
Macht' ich die Welt; o, fröhlicher macht schon
Die Hoffnung mich, als dich die bunten Lichter
Auf deinem Kuchen, lieber Sohn!
Auch ich will heute mich zum Kinde wieder machen,
Will springen, wenn wir unsern Drachen
Hoch in den Lüften fliegen sehn;
Will mit den bleiernen Soldaten
Krieg führen, und mit Aepfeln, statt Granaten,
Los auf des Feindes Schanze gehn.
Wird endlich dann der Schlaf dir Händ' und Füße lähmen,
So sollst du noch ein süßes Traumbild sehn.
Denn, Fritz, du sollst das Buch mit dir zu Bette nehmen,
Worin die schönen Pferde stehn.

Pfeffel.

Von der Arbeitsamkeit.

Aber warum müssen wir denn arbeiten? fragte Luise ihre Mutter.

Mutter.

Weil uns das gut ist, mein Kind.

Luise.

Aber wozu ist mir das gut? Spielen mag ich doch weit lieber; spielen oder herumgehen.

Mutter.

Meine Luise, gewiß, ich liebte dich nicht, wenn ich dir immer zu spielen oder herumzulaufen vergönnte.

Luise.

Liebe Mutter, das kann ich nicht begreifen, daß du

mir aus Liebe verwehrst, was ich gern will, und befiehlst, was ich nicht mag.

Mutter.

Nun, Luise, laß sehn, ob ich deine Wünsche erfüllen kann. Welche Arbeiten oder Geschäfte wünschtest du nicht zu thun? Ich will sie dir wol erlassen.

Wolltest du nicht mehr stricken, nicht nähen, nicht spinnen, oder nicht in der Wirthschaft helfen? Oder welch anderes Geschäft soll ich dir nachlassen?

Luise.

Ach, Mutter! das Alles that ich nicht, als ich bei der Muhme in der Stadt war, und das Alles mag ich auch hier nicht thun.

Mutter.

Nicht? Nun, es sei. Willst du mit den Folgen zufrieden sein, die ganz von selbst daraus entstehen, so sollst du keine, gar keine Arbeit mehr thun.

Luise.

O, herzlich gern, liebe Mutter!

Mutter.

Gewiß?

Luise.

Ganz gewiß.

Mutter.

Nun gut, so spiele, oder geh in den Garten, oder lauf umher, wo du nur willst.

Luise bediente sich dieser Freiheit nach Herzenslust, spielte und lief herum, lief und spielte wieder, bis zur Tischzeit; dann schwärmte und spielte sie wieder, bis sie ermüdet zu Bette ging.

(Nicht wahr, ihr kleinen Leser erstaunt, wenn ich euch sage, daß Luisens zehnter Geburtstag schon seit geraumer Zeit vorbei war?)

Am andern Morgen, als sie gähnend erwachte und aufstehen wollte, suchte sie nach ihren Strümpfen, und fand keine, nach ihren Schuhen, und es waren keine da.

Darauf sah sie sich nach ihren Tagkleidern um, fand aber nichts, als ein Nachtkleid zum höchsten Bedürfniß.

Sie rief dem Mädchen ihrer Mutter, sie möge ihr doch ihre Sachen bringen; aber die kam nicht.

Endlich kam die Mutter selbst durchs Schlafzimmer.

Luise fragte mit kläglichen Geberden nach ihren Kleidern.

Die Mutter schien es erst nicht zu hören; endlich sagte sie: mich wundert, mein Kind, wie du so eifrig nach Dingen fragen kannst, woran du gar kein Recht hast?

Luise.

Liebe Mutter, ich wollte bloß meine gestrigen Kleider haben.

Mutter.

Die sind nicht mehr dein, Luise; aber höre, wenn du hören willst, ich habe dir etwas zu sagen.

Luise hörte aufmerksam zu.

Mutter.

Alles, was du bis dahin dein genannt hast, ist dir in der Hoffnung geschenkt worden, daß du (so bald du verständiger würdest) dir selbst etwas anschaffen lerntest, was du im eigentlichen Verstande dein nennen dürftest.

Hiezu gehört nun nothwendig, daß du Arbeiten und Geschäfte verschiedener Art lernest, damit du entweder deine Bedürfnisse selbst befriedigen, oder die du nicht befriedigen kannst, und welchen du durch Hülfe und Geschicklichkeit Anderer abhelfen mußt, durch Gegenhülfe zu vergelten im Stand seist.

Denn die Menschen sind, seit sie in gesitteten Gesellschaften bei einander wohnen, darüber eins geworden, sich durch wechselseitige Dienstleistungen den Weg durch dies Leben leicht und angenehm zu machen.

Wenn nun Einer, der zu dieser Gesellschaft gehört, sich nicht um Geschicklichkeiten bemühen, oder zu Arbeiten gewöhnen will, womit er die ihm von Andern nothwendigen Dienstleistungen ersetzen oder wiedervergelten kann, so macht er sich unfähig oder unwürdig, an den Vorzügen des gesellschaftlichen Lebens ferner Theil zu nehmen, und er hat von Andern weiter keine Dienste zu fodern, wenn sie ihm nicht etwa aus Mitleid über seine Thorheit beistehen wollen.

Luise, die bis dahin mit verschämtem Blick und traurig dagestanden, sagte endlich:

Aber kann man denn Das, was man zum Leben gebraucht, nicht Alles kaufen? Du selbst, Mutter, hast mir ja oft gesagt, du hättest Dies oder Jenes gekauft; wozu braucht man denn das Alles auch thun zu können, was Andere für uns thun?

Mutter.

Das ist wahr, man kann Vieles, ja das Meiste, was zum Bedürfniß gehört, kaufen. Aber wofür kauft man denn Brot und andere Speisen? Wofür Kleider und andere Nothwendigkeiten? Nicht wahr, für so viel Geld, als man die Sache werth schätzt? Und wo denkst du das Geld herzunehmen?

Luise.

Liebste Mutter, wo nimmst du es denn her?

Mutter.

Mir hat es zum Theil mein Vater hinterlassen, der sichs durch Fleiß und Geschicklichkeit erworben hatte. Dein Vater, der ein eben so fleißiger und geschickter

Mann war, hat es vermehrt; Gott hat uns gesegnet, und bis jetzt vor Verlust behütet.

Aber, liebe Tochter, unser kleines Vermögen kann heute, kann morgen dahin sein —— und es wird sicher verloren gehen, sobald unser Vater im Himmel sieht, daß es uns nicht mehr nützen würde.

Auch bitte ich ihn täglich, daß er's uns nehmen möge, sobald es uns schlimmer machen sollte.

Und da denke nur, Luise, wie unglücklich wir Beide, du und ich, sein würden, wenn dies unsere einzige Hoffnung gewesen wäre!

Sieh, deßwegen lieb' ich Fleiß und Arbeit, deßwegen gewöhne ich mich auch zur Mäßigkeit und Sparsamkeit, daß, wenn Gottes Weisheit durch irgend einen Zufall mir das wieder entziehen sollte, was seine Güte mir auf eine Zeit lang geliehen hat, ich auch dann noch froh und glücklich sein, und durch Arbeit meinen Bedürfnissen abhelfen könnte; und daß ich dann nicht nöthig hätte, das Mitleid gutmüthiger Leute anzuflehen, und unverdient die Früchte ihres Fleißes aufzehren zu helfen.

Glaube es, mein Kind, die Güter des Glücks sind unbeständig, und gehören uns für keinen Tag zum sichern Eigenthum.

Wir müssen also unsere Bedürfnisse von etwas Anderem befriedigen lernen, das uns eigenthümlich zugehört und dauerhafter ist.

Und siehe, mein Kind, deßwegen kann ich dir nicht gestatten, Etwas als dein Eigenthum anzusehen, was du dir künftig nicht durch Fleiß und Geschicklichkeit selbst wirst erwerben können; deßwegen kann ich nicht zugeben, daß du deine ehemahligen Kleider ferner die deinigen nennst und als solche gebrauchst. Und doch sind dir

diese Sachen wirklich nothwendig, wenn du unter gesitteten Menschen leben willst.

Luise. Ach, liebste Mutter! mit Freuden will ich arbeiten, was, und so oft du mir befehlen wirst; mit Freuden lernen, was du nur gut findest.

Mutter. Begreifst du nun, wie ich aus Liebe dir den Müßiggang, der dir so lieb ist, verwehren, und den Fleiß, den du nicht liebst, befehlen konnte?

Luise. Ach, Mutter, frage mich nicht so! — — Nie, nie werde ich wieder zweifeln, wenn du mir etwas befiehlst, ob es aus Liebe geschehe; denn nun weiß ichs gewiß, wie lieb du mich immer hattest, und wie wenig ichs verdiente.

Von heute an sollst du mich mit Freuden allen deinen Winken folgen sehn. Von heute an will ich mich gewöhnen, keine Stunde müßig zu sein, und auf jeden Unterricht zu merken.

Mutter. Wohl denn, Luise! nimm deine Kleider und Alles, was dein war, wieder in Besitz; kleide dich an, und komm mit mir.

Luise that's eilig, folgte der Mutter, und fing von diesem Augenblick an, Wort zu halten.

Ich habe erfahren, daß sie die Arbeit und den Fleiß hernach so lieb gewann, daß man sie durch nichts hätte bewegen können, auch nur eine Stunde müßig zu sein.

Elise Reimarus.

Der König und der Schäfer.

Ein König, reitend in der Mitte
Von einem prächtigen Gefolge, sah
Vor seiner kleinen grünen Hütte
Den Schäfer stehn. — Was machst du da?
Fragt' ihn der König. — Was ich mache?
Antwortet Daphnis, hum! ich seh' die Sonn' und pfeife. —
Sonst nichts? — Das siehst du ja, ich greife
An meinen runden Hut, auf dem ein Blumenkranz
Strahlt, wie dein Stern, und grüße dich und lache. —
Warum? — Weil du der großen Sonne Glanz
Verdunkeln willst, solch eine Herrlichkeit
Hat dein und deines Pferdes Kleid! —
Der König sagte nicht ein Wort,
Und ritt mit dem Gefolge fort;
Jedoch verglich er oft mit seiner Herrlichkeit
Des Pfeifenden Zufriedenheit.

Gleim.

Der kleine Töffel.

In einem großen Dorf, das an die Mulde stieß,
Zog Grolms acht Kinder groß bei einer dürft'gen Habe.
Der Kinder jüngstes war ein muntrer Knabe,
Den man den kleinen Töffel hieß.

Sechs Sommer sind vorbei, als es im Dorfe brannte;
Der Knabe war gerade sechzehn Jahr,
Da man, wiewol er schon ein großer Junge war,
Ihn noch den kleinen Töffel nannte.

Nunmehr drosch Töffel auch mit in der Scheune Korn,
Fuhr selber in das Holz; da trat er einen Dorn
Sich in den linken Fuß; man hörte von den Bauern
Den kleinen Töffel sehr bedauern.

Zuletzt verdroß es ihn; und als zur Kirchmeßzeit
Des Schulzen Hadrian, ein Zimmermannsgeselle,
Ihn »kleiner Töffel« hieß, hatt' er die Dreistigkeit,
Und gab ihm eine derbe Schelle *).

Die Rache kam ihm zwar ein neues Schock zu stehn **),
Denn Schulzens Hadrian ging klagen,
Und durch das ganze Dorf hört' man die Rede gehn,
Der kleine Töffel hat den Hadrian geschlagen.

O, das that Töffeln weh, und er beschloß bei sich,
Sich in die Fremde zu begeben.
Was? sprach er, kann ich nicht ein Jahr wo anders leben?
Indessen ändert sichs, und man verkennet mich.

Gleich ging er hin, und ward ein Reiter.
Das höret Nachbars Hans, die Sage gehet weiter,
Und man erzählt von Haus zu Haus,
Der kleine Töffel geht nach Böhmen mit hinaus.

Der Töffel will vor Wuth ersticken.
Indessen kriegt der Sachsen Heer
Befehl, in Böhmen einzurücken.
Nunmehr ist Töffel fort, man spricht von ihm nicht mehr.

---

*) Eine Ohrfeige.

**) Ein neues Schock heißt in einigen Ländern ein Strafgeld von 2 Thalern und 12 Groschen.

Die Sachsen dringen ein, gehn bis nach Mähren
hinter,
Und Töffel gehet mit. Es geht ein ganzer Winter,
Ein halber Sommer hin, man senkt den Weinstock ein,
Als man den Ruf vernimmt: es solle Friede sein.

Da meint nun unser Held, daß man die Kinderpossen,
Die ihn vordem so oft verdrossen,
Vorlängst schon ausgeschwitzt. Er wirkt sich Urlaub aus,
Und suchet seines Vaters Haus.

Er hörte schon den Klang der nahen Bauerkühe:
Ein altes Mütterchen, das an den Zäunen kroch,
Ersah ihn ungefähr, und schrie:
Je, kleiner Töffel! lebt ihr noch?

Das Vorurtheil der Landesleute
Verändert nicht der Oerter Weite,
Tilgt weder Ehre, Zeit, noch Glück;
Reis't, geht zur See, kommt alt zurück,
Der Eindruck siegt, da hilft kein Sträuben,
Ihr müßt der kleine Töffel bleiben.

Pfeffel.

Aus der vorstehenden Erzählung sollt ihr, lieben Kinder, lernen, daß die gute oder böse Meinung, welche die Menschen in unserer Kindheit von uns fassen, nicht leicht wieder ausgelöscht werden kann, sondern unser ganzes Leben hindurch zu dauern pflegt.

Alle die guten oder schlechten Eigenschaften, die ihr

jetzt an euch verspüren lasset, wird man euch künftig immer zutrauen; und dieser gute oder böse Ruf, den ihr euch jetzt in eurer Kindheit erwerbt, wird einst, wenn ihr in die große Welt tretet, die Leute geneigt oder abgeneigt machen, Gemeinschaft mit euch zu haben und euch zu dienen.

O, wie wichtig ist es daher, daß ihr euch schon jetzt bestrebet, die gute Meinung eurer Mitmenschen zu erwerben, und nichts zu thun, was euch in ihrem Urtheile herabsetzen kann!

E.

Der geizige Rabe.

Ein Rab' entwandte hier und da,
So viel er konnte, Gold und Ringe,
Band, Ohrgehäng' und hundert andre Dinge.

Als dies der klügre Haushahn sah,
So fragt' er ihn: Ich bitte, sage mir,
Wozu nützt doch dies Alles dir?

Das weiß ich selbst nicht! sprach der Rabe,
Ich nehm' es nur, damit ichs habe.

Ein Geizhals und dies Thier thun einerlei;
Der Geizhals sammelt, gleich dem Raben,
Nicht, daß es ihm und Andern nützlich sei,
Nein, bloß um viel zu haben.

Ungenannter.

Warnung vor Verschwendung der Zeit.

Ihr müßt es, liebe Kinder, ja nicht mit der Zeit so machen, wie jener Handwerksmann es mit seinem Gelde machte!

Dieser wollte gern Meister werden, es fehlte ihm aber an Barschaft zu seiner ersten Einrichtung.

Ein reicher Mann lieh ihm auf drei Jahre hundert Thaler, daß er dafür Meister werden und sich das Nöthige anschaffen solle. Wer war nun froher, als der Handwerksmann?

Er sah schon im Geiste seine Werkstatt auf das schönste eingerichtet, und rechnete schon aus, wie viel er wol in Jahr und Tag mit seinem Fleiße verdienen könne.

In der Fröhlichkeit seines Herzens ging er nach einem Weinhause, und dachte, du mußt dir doch von deinem Gelde auch etwas zu gute thun!

Unterweges wollte zwar sein Gewissen aufwachen, und ihm sagen, es sei noch nicht die Zeit, wo er sich von diesem Gelde etwas zu gute thun dürfe, sondern er müsse erst darauf denken, wie er es zu der bestimmten Zeit wieder bezahlen wolle, und müsse also für jetzt noch keinen Heller ohne die höchste Nothwendigkeit davon ausgeben. Allein, dachte er, wenn ich nur einen halben Thaler daran verwende, mich einmahl zu freuen, so behalte ich doch noch neun und neunzig und einen halben Thaler übrig; das ist noch immer genug, um mir das Nöthige zu meiner Einrichtung dafür anzuschaffen; und dann kann ich ja auch diese kleine Verschwendung nachher durch meinen Fleiß wieder gut machen.

So suchte er sein Gewissen einzuschläfern. Aber ach! der arme Mann! Dieses war der erste Schritt zu seinem Verderben.

Den andern Tag erinnerte er sich lebhaft wieder an das Vergnügen, welches er an dem vorigen Tage genossen hatte, und machte sich schon kein Bedenken mehr, nun noch einen halben Thaler auf eben die Art zu verschwenden, damit er doch, wie er sagte, nun gerade noch neun und neunzig Thaler übrig behielte.

Aber nun war seine Begierde, sich etwas zu gute zu thun, einmahl so stark geworden, daß er einen Thaler nach dem andern angriff, und ihn eben so, wie den ersten, durchbrachte. Denn, dachte er, es ist ja nur Ein Thaler, ich werde doch noch genug übrig behalten.

So dachte er aber immer, und überlegte nicht, daß sein ganzes Vermögen aus hundert einzelnen Thalern bestand, und daß auf der nützlichen Anwendung eines jeden der gute Gebrauch der ganzen Summe beruhete.

Er stellte sich diese Summe so groß vor, daß er die einzelnen Theile derselben viel zu geringe schätzte, als daß er auf ihre gute Anwendung hätte denken sollen.

Darüber gerieth er denn in ein wüstes, unordentliches Leben. Weil er nun beständig auf sein Vergnügen dachte, so hatte er keine Lust zu arbeiten. Und doch konnte er seines Lebens nicht froh werden, sobald er bedachte, daß sein Geld von Tage zu Tage mehr auf die Neige gehe, und er niemahls seinen Zweck erreichen könne; weil sein Wohlthäter ihm nicht noch einmahl hundert Thaler vorschießen werde, da er die ersten nun liederlich verschwendet hatte.

Als nun endlich sein Geld aufgezehrt war, so war ihm auch die Lust zum Arbeiten gänzlich vergangen. Er war des Lebens überdrüssig, weil er nichts, als eine schreckliche Zukunft vor sich sah.

In seiner Verzweiflung gerieth er unter eine Bande Straßenräuber, und wurde ihr Mitglied. Diese wur-

den kurz darauf gefangen, und er mußte mit ihnen die verdiente Strafe leiden, und eines traurigen Todes sterben.

O, hätte dieser Elende das erste Mahl der Stimme seines Gewissens Gehör gegeben, und wäre nicht in das Wirthshaus gegangen, wohin ihn seine Begierde lockte, so könnte er vielleicht jetzt in seiner Werkstatt ruhig sitzen, und in gutem Wohlstande ein glückliches Alter erreicht haben!

Aber so wie es dieser Mann mit seinem Gelde machte, so machen es leider! viele Menschen mit ihrem Leben.

Von der guten Anwendung der hundert Thaler hing größtentheils des Mannes zeitliches Glück ab; und von der guten Anwendung unsers Lebens hängt unser ganzes ewiges Glück ab. So wie Jener nun einen Thaler nach dem andern verschwendete, und immer dachte, er werde doch noch genug übrig behalten; so verschwenden viele Menschen ein Jahr nach dem andern von ihrem Leben, und denken immer, es werde ihnen doch noch Zeit genug übrig bleiben, von der sie einmahl einen bessern Gebrauch machen können.

Wenn euch einmahl der unselige Gedanke einfallen sollte, Kinder, daß ihr einen Tag muthwillig verschwenden wollt, o, so bebt zurück vor dem Gedanken! Denkt, daß aus Tagen Wochen, und aus Wochen Jahre werden, und daß unser ganzes Leben höchstens nur siebenzig bis achtzig Jahre dauert.

Erinnert euch an die Geschichte des Unglücklichen, die ich euch erzählt habe, und hütet euch vor dem ersten Schritte zu einem unordentlichen Leben.

Ungenannter.

Geschichte des jungen Alwil.

Der junge Alwil hatte wohlhabende Aeltern, und wurde von ihnen ihrem Stande gemäß erzogen.

Sie suchten ihm aber auch früh fromme Gesinnungen einzuflößen, und sagten ihm insbesondere sehr oft, daß er sich ganz allein auf Gott, und nicht auf irdische Güter verlassen solle.

Der junge Alwil merkte sich das, ob er gleich damahls noch nicht einsehen konnte, warum ihm seine Aeltern gerade diese Ermahnung so oft wiederholten.

Es währte nicht lange, so entstand ein Krieg, wo Alwil's Aeltern so unglücklich waren, daß ihnen das Haus abgebrannt, und fast Alles, was sie hatten, weggenommen wurde. Sie geriethen dadurch in bedrängte Umstände; doch behielten sie noch eben so viel übrig, daß sie, wiewol äußerst nothdürftig, davon leben konnten.

Der junge Alwil mußte nun einen schlechten Rock anziehn, und mit geringer Kost fürlieb nehmen. Einige von seinen Mitschülern — junge unverständige Menschen — die ihn schon vorher wegen seines ernsthaften Wesens nicht recht leiden konnten, verachteten ihn nun vollends, wegen seiner Armuth und wegen seiner schlechten Kleidung.

Dies schmerzte ihn freilich. Allein nunmehr dachte er an Das, was ihm seine Aeltern so oft gesagt hatten: man müsse sich nicht auf irdische Güter, sondern allein auf Gott verlassen, welcher es immer gut mit uns meint, und alle unsre Schicksale zu unserm Besten lenkt.

Nun wurde ihm auf einmahl ganz leicht, und er fühlte in diesem Gedanken eine himmlische Beruhigung. Er zog vergnügt seinen schlechten Rock an, ertrug

die Verachtung seiner thörichten Mitschüler, und nahm gern mit seiner geringen Kost fürlieb.

Dieser Alwil hat nachher oft gesagt, als er schon ein alter Mann war: er danke Gott für Unglücksfälle, die er ihn in seiner Jugend habe ertragen lassen; denn die geringe, einfache Kost habe seinen Körper gesund gemacht; durch die Verachtung seiner Mitschüler habe er schon früh gelernt, die Beleidigungen böser Menschen zu ertragen, ohne deßwegen auf Rache zu denken; durch diese Verachtung, und durch seine schlechte Kleidung, sei sein natürlicher Stolz, welcher ihn sonst vielleicht würde unglücklich gemacht haben, sehr gedemüthiget worden; er müsse also die unendliche Weisheit Gottes anbeten, und bekennen, daß sie ihn nicht ohne Ursache in seiner Jugend habe arm und dürftig sein lassen.

Wir wollen jetzt zu unserer Geschichte wieder zurückkehren.

Der junge Alwil war fleißig, und machte seinen Aeltern viel Freude.

Dies versüßte ihnen einigermaßen den Kummer, den sie anfänglich über den Verlust ihres Vermögens empfanden. Alwil liebte seine Aeltern sehr.

Einsmahls, da sie an einem schönen Frühlingsabend lustwandelten, sagten sie zu ihm: Wir sind nun alt und schwach, und der Kummer hat uns sehr darnieder gedrückt; wir werden vielleicht bald sterben, und können dir nichts hinterlassen; aber siehe, der Gott, der die Bäume mit jungem Laube bekleidet, und das Gras auf dem Felde erquickt, der wird auch für dich sorgen.

Alwil wurde äußerst bewegt, und konnte sich bei dieser rührenden Anrede der Thränen nicht enthalten.

In zwei Monaten starben beide Aeltern kurz nach einander, und man fand kaum so viel, als zu ihrem Be-

gräbniß erfodert wurde. Für den jungen Alwil blieb nichts übrig.

Er war anfänglich ganz untröstlich über den Tod seiner Aeltern. Als er aber eines Tages bei ihrem Grabe weinte, fiel ihm plötzlich ein, was sie ihm noch zwei Monate vor ihrem Tode gesagt hatten.

Bekleidet Gott die Bäume mit Laub, dachte er bei sich selbst, und erquickt er das Gras auf dem Felde, so wird er ja auch meiner sich annehmen!

Was er gedacht hatte, geschah auch; denn noch an demselben Tage hatten sich einige rechtschaffene Leute, welchen das Elend des jungen Alwil zu Herzen ging, mit einander berathschlagt, wie sie sich seiner annehmen wollten. Sie ließen ihn also zu sich kommen, und versprachen ihm, daß sie gemeinschaftlich für seinen nothdürftigen Unterhalt sorgen wollten.

Alwil dankte seinen Wohlthätern mit gerührtem Herzen, und sobald er allein war, erinnerte er sich lebhaft, wie er vor einigen Stunden, als er am Grabe seiner Aeltern weinte, noch von allen Menschen verlassen war, und wie Gott schon während dieser Zeit so liebreich für ihn gesorgt hatte.

Da warf er sich nieder und dankte Gott mit Freudenthränen für die unerwartete Hülfe.

Einer unter seinen Wohlthätern war ein reicher Kaufmann, der keine Kinder hatte. Dieser hatte sich schon lange vorgenommen, einen jungen Menschen von guter Hoffnung an Kindes Statt anzunehmen.

Er lernte den jungen Alwil nach und nach besser kennen, und entdeckte immer mehr gute Eigenschaften an ihm. Als er sich nun von seiner Frömmigkeit und von seinem guten Herzen durch manche Beweise hinlänglich überzeugt hatte, ließ er ihn eines Tages zu

sich kommen, und ging mit ihm allein auf ein Zimmer.

Hier ergriff er seine Hände, blickte ihn eine Weile an, und sagte: Alwil — Du bleibst bei mir!

O, mein Vater! rief Alwil aus, und warf sich zu seinen Füßen.

Das bin ich von nun an, sagte sein Wohlthäter, und von diesem Tage an bist du mein Sohn! Ich verspreche dir meine ganze väterliche Liebe, und zweifle nicht, daß du mir durch deinen kindlichen Gehorsam und durch deine gute Aufführung Freude machen wirst.

Der junge Alwil konnte nichts antworten. Er zerfloß ganz in Thränen der Freude und Dankbarkeit, und sah nun wohl, daß sein Vertrauen auf Gott nicht vergebens gewesen war.

Nun wurde er wieder besser gekleidet, als alle seine Mitschüler, und Alle suchten nunmehr wieder seine Freundschaft; allein es fiel ihm nicht ein, sich wegen der vorigen Beleidigungen zu rächen, oder auf sein neues Glück stolz zu sein, sondern er blieb eben so demüthig, freundlich, bescheiden, wie er vorher, in seinen dürftigen Umständen gewesen war, weil er alle diese kleinen Vorzüge schon einmahl verloren hatte, und also wohl wußte, wie wenig man auf ihren Besitz rechnen darf.

Dieser Alwil hat nachher noch viele Unglücksfälle erlitten; er blieb aber immer standhaft dabei, und wich nie von seiner Frömmigkeit ab, weil er schon in seiner frühesten Jugend auf alle diese Widerwärtigkeiten des Lebens vorbereitet war.

Er arbeitete aber fleißig, und erwarb sich so viel, daß er nicht nur für sich selbst und seine Familie sorgen, sondern überdies noch vielen Menschen Gutes thun konnte.

Er erreichte ein hohes Alter, und noch als Greis

pflegte er oft zu sagen: zwei Dinge haben mich nicht gereut, so lange ich denken kann, — daß ich gearbeitet und Gott vertrauet habe!

Ungenannter.

Der Hirsch.

Es ging ein starker Hirsch, der sein Geweih erst nur
Vor kurzen abgesetzt, auf Wermsdorfs fetter Flur,
Mit seinen Weibern, Kindern, Vettern,
Und kam zu einer Saat.

Allein da stutzt die Schar,
Weil zwischen Wald und Saat ein Sumpf vorhanden war,
Voll von geschmolznem Schnee und dürren Birkenblättern.

Ihr Kinder, sprach der Hirsch, folgt mir nur Schritt vor Schritt,
Sonst werdet ihr euch sehr bespritzen.
Drauf ging er durch den Pfuhl, die Kleinen liefen mit,
Und kamen glücklich aus den Pfützen;
Jedoch so rein ging es nicht ab,
Daher es was zu spotten gab.

Ein Schmalthier *), das zurückgeblieben,
Rief ihnen hämisch nach, und sprach: Ihr Herr'n, mit Gunst,
In Koth zu gehn ist keine Kunst.

---

*) Ein junger Hirsch.

Ihr seid ja voller Schmutz, und glänzet wie die Sauen;
Seht her, ihr sollt was Anders schauen!
Drauf that der Spötter einen Sprung,
Daß Alles um ihn pfiff; allein wie gings dem Thoren?
Meint ihr, daß ihm der Satz gelung?
Er fiel in Schlamm bis an die Ohren.

Jeder prüfe seine Stärke!
Eh du Andre höhnst, so merke,
Ob du nicht dem Orte nahst,
Wo du Jene straucheln sahst.

Erfahrung macht klug, aber nur, wenn man darüber nachdenkt.

Zwei Knaben gingen ins Freie, und kamen zu einem Nußbaum. Unter demselben fanden sie eine Nuß, die sie theilen wollten.

Der Eine eröffnete sie, und ließ dem Andern die Wahl, ob er das Innere oder das Aeußere haben wolle? Das Aeußere! rief der Andere, welcher noch niemahls eine Nuß gesehen hatte. Er erhielt, was er verlangte; fand aber zu seinem großen Mißvergnügen, daß er sich betrogen hatte. Denn die Schale war nicht zu genießen.

Ein andres Mahl will ich klüger sein, sagte der Knabe; und so gingen sie weiter.

Sie kamen in einen Garten, und fanden eine rothe Aprikose, die Jenem gleichfalls noch nie zu Gesicht gekommen war.

Diesmahl sagte der Knabe, der sich vorher die Nußschale gewählt hatte, bekomme ich das Inwendige, und du das Aeußere!

Gut, antwortete sein Gefährte, nagte das Fleisch der Aprikose ab, und reichte ihm den harten Stein.

Er wollte ihn essen, fand aber, daß er sich von neuen betrogen hatte.

Man sieht hieraus, daß die Erfahrung nur dann Nutzen bringt, wenn man darüber nachdenkt und sie mit Verstande gebraucht. E.

Die vermeinte Gefahr.

Eine Fabel.

O Himmel, hub ein kleines Täubchen an,
Was giebts für Thiere doch auf Erden!
Man sollte ja vor Angst des Todes werden;
Ein Glück, wenn man zur Noth sich nur noch retten kann!
Ach, liebe Mutter, ach, für unerfahrne Kinder,
Wie ich, wär's gut, sie blieben hübsch zu Haus,
Und flögen nicht so ohne Mutter aus.
Mich überraschte die Gefahr geschwinder,
Als ich es dacht'; ich war dem Tode nah.

So, Liebchen, sprach die Mutter da,
Die ganz erschrocken aus den Augen sah,
So gehts, wenn sich das Kind schon klüger
Als seine Mutter dünken läßt;
Hielt dich vielleicht die Katz' in ihren Pfoten fest?

Ach nein, Mamachen, nein, ein Bißchen klüger,
Als ihr mich macht, glaub' ich denn doch zu sein;
Wahr ist es, ich bin jung und klein:
Daß aber Katzen mich in ihre Pfoten fassen,
Das sollen sie wol bleiben lassen.

Nun ja; so ging auf deiner Reise
Der Habicht auf dich los? —

Wie ihr doch sprechen könnt! Dazu bin ich zu weise,
Ihn fürcht' ich nicht, ist er gleich groß.

Was war es denn? So rede, Schwätzerinn!
Daß ich doch weiß, woran ich bin.

Ach, Mutter, ja, ich wills erzählen,
Allein ihr müßt nicht auf mich schmälen.
Ich flog aufs Feld, da sah ich ein abscheulich Thier:
Es war ein Vogel, größer kam er mir
Wol tausendmahl als eine Henne vor.
Vier Flügel hatt' er, aber seine Füße
Konnt' ich nicht sehen, weil er saß —
Er saß ganz still auf einem Berg im Gras,
Und schlief, wie ich nun weiß, ganz süße.
Anfänglich wußt' ichs nicht, und setzte mich
Auf einen seiner Flügel hin, zu spielen.
Allein, wie bebt' ich; denn er mußt' es fühlen,
Und regte sich auf einmahl. Fürchterlich
Schwang er hierauf die Flügel, daß es sauste,
Und wie der Donner um mich brauste.
Ich flog, und sah mich ja nicht um!

Ei, Kleine, schäme dich, wie dumm
Bist du noch immer! Wirklicher Gefahren
Lachst du, und Dinge, die nicht können schädlich sein,
Maschinen, nur von Holz und Stein,
Erschrecken dich! Ich wills dir offenbaren,
Dein Vogel war, du dummes Kind!

Ein bloßes Haus; ich zeig' dir morgen deren viele,
Die Flügel, die daran befestigt sind,
Bewegen sich bloß durch den Wind;
Die Menschen nennen's eine Mühle.

Dem Täubchen sind die Kinder gleich,
Die wirkliche Gefahren kühn verachten,
Sich für sehr große Helden achten,
Und doch im Finstern bang und todtenbleich,
Vor einem Besenstiel, behängt mit einem Rocke,
Vor einem hölzernen Perückenstocke
So hurtig, wie sie können, fliehn.

Ihr, die ihr solche Helden seid,
O, lauft auf einmahl nicht so weit,
Und habet, bitt' ich, doch die Gütigkeit,
Um beßre Nachricht einzuziehn,
Euch etwas vorwärts zu bemühn.

Der Kanarienvogel.

Eine Erzählung.

Kanarienvögel! Wer kauft meine Kanarienvögel? Schöne Kanarienvögel!

So rief ein Mann, der eben vor Fiekchens Hause vorbei ging. Es war ein Vogelhändler, der ein großes Bauer auf seinem Rücken trug. Der Korb war ganz voll von Kanarienvögeln. Sie hüpften so leicht auf den Stöcken herum, und zwitscherten so allerliebst, daß Fiekchen, von ihrer Neugierde hingerissen, sich beinahe zum Fenster hinausgestürzt hätte m sie nur recht ansehn zu können.

Wollen Sie nicht einen Kanarienvogel kaufen, Mamsell? rief ihr der Vogelhändler zu.

I, warum nicht? antwortete Fiekchen; es kommt nur nicht auf mich an. Wart' Er ein wenig, ich will gehn und meinen Vater um Erlaubniß bitten.

Der Vogelhändler versprach, zu warten. Er setzte sein Bauer auf ein breites Geländer, das an der andern Seite der Straße war, und blieb daneben stehen. Fiekchen lief unterdessen aus des Vaters Stube, und rief ganz außer Athem: Kommen Sie doch geschwind, Vater, kommen Sie!

H. v. Gourci. Nun, was giebts denn, mein Kind?

Fiekchen. O, da ist ein Mann mit Kanarienvögeln! Ich glaube, er hat über hundert, einen großen Käfich ganz voll, den er auf dem Rücken trägt.

H. v. Gourci. Und warum freuest du dich so sehr darüber?

Fiekchen. Ja, Vater, ich will — ich meine, wenn Sie mir erlaubten, so möchte ich wol einen kaufen.

H. v. Gourci. Hast du auch Geld dazu?

Fiekchen. O, Geld habe ich genug in meinem Beutel!

H. v. Gourci. Aber wer wird denn dem armen Vogel sein Futter geben?

Fiekchen. Ich, ich, lieber Vater! Sie sollen nur sehen, er wird recht froh sein, mir anzugehören.

H. v. Gourci. Ich fürchte sehr —

Fiekchen. Was fürchten Sie, lieber Vater?

H. v. Gourci. Daß du ihn wirst verhungern lassen.

Fiekchen. Ich, ihn verhungern lassen! Ach, gewiß nicht, ich will mein Frühstück nicht eher anrühren, bis mein Vogel seines hat.

H. v. Gourci. Fiekchen! Fiekchen! du bist sehr un-

bedachtsam. Wenn du ihn nur einen einzigen Tag vergissest, so ist er hin.

Fiekchen bat, und liebkosete ihrem Vater so viel, daß er endlich ihren Bitten nachgab, sie bei der Hand nahm, und mit ihr hinausging. Sie kamen zum Bauer, und wählten sich den schönsten Kanarienvogel, der da war. Er war ein Männchen, hellgelb mit einem kleinen schwarzen Häubchen auf dem Kopfe.

Wer war froher, als Fiekchen! Sie reichte dem Vater ihren Beutel, damit er den Vogel bezahlen möchte. Hernach gab er ihr Geld zu einem schönen Käfich mit zwei kristallenen Näpfchen zum Essen und Trinken.

Fiekchen hatte nicht sobald ihren Kanarienvogel in seinen kleinen Palast gesetzt, so lief sie im ganzen Hause herum, und rief ihre Mutter, ihre Schwestern und alle Dienstboten zusammen, um ihnen den Vogel zu zeigen, den der Vater ihr gekauft hatte. Wenn einige von ihren kleinen Freundinnen zu ihr kamen, hieß es gleich: wißt ihr wol, daß ich den hübschesten Kanarienvogel in ganz Paris habe? Er ist gelb wie Gold, und hat ein Häubchen auf dem Kopfe, so schwarz wie die Federn auf meiner Mutter Hute. Er ist ein Männchen; kommt, kommt, ich will ihn euch zeigen. Er heißt Mimi.

Mimi befand sich sehr wohl bei der Sorge, die Fiekchen für ihn trug. Sobald sie aufstand, bekam er frisches Futter und klares Wasser. Wenn bei Tische Zuckerbrot aufgetragen wurde, so wurde Mimi's Theil am ersten bei Seite gelegt. Sie hatte immer kleine Stückchen Zucker in Vorrath für ihn, und sein Bauer war auf allen Seiten mit frischem Hühnerdarm und Hirse behangen.

Mimi war nicht undankbar für so viele Güte; er

lernte Fiekchen von Andern unterscheiden, und sobald sie in die Stube trat, schlug er mit den Flügeln, und zwitscherte ohne Aufhören.

Nach acht Tagen fing er an zu singen, und erfand von selbst recht artige Weisen.

Fiekchen brachte anfangs ganze Stunden bei seinem Bauer zu; allein nach und nach wurde ihr dies Vergnügen alt, und hörte endlich auf, Vergnügen für sie zu sein.

Ihr Vater schenkte ihr einmahl ein Buch mit Kupfern, das sie so angenehm beschäftigte, daß sie Mimi darüber ein wenig versäumte.

Er pipte, sobald er Fiekchen nur von weiten sah, aber Fiekchen hörte ihn nicht mehr. Beinahe eine Woche war verflossen, ohne daß er frischen Hühnerdarm oder Zucker bekommen hätte. Er wiederholte die hübschesten Gesänge, er machte sogar neue, aber Alles umsonst: Fiekchen hatte ganz andere Dinge im Kopfe.

Ihr Geburtstag war gekommen, und einer ihrer Pathen hatte ihr eine große Puppe, die auf kleinen Rädern ging, geschenkt. Ueber diese Puppe, die sie Kolombine nannte, vergaß sie den kleinen Mimi wieder ganz und gar.

Vom Morgen früh bis auf die Nacht that sie nichts, als Mamsell Kolombine an- und ausziehen, mit ihr reden und sie in der Stube herumführen. Das arme Vögelchen war sehr froh, wenn es nur am Abend ein Bißchen Futter kriegte; aber manchmahl mußte es bis auf den folgenden Tag warten.

Eines Tages, als H. v. Gourci bei Tische saß, wandte er zufälligerweise seine Augen nach dem Vogelbauer, und sah den Kanarienvogel auf dem Bauche liegen. Er keuchte schwer, seine Federn standen in die Höhe, und er war so rund wie ein Knäuel.

Herr v. Gourci näherte sich, und hörte kein freundliches Gezwitscher; kaum hatte das arme Thierchen Kraft genug, Athem zu holen.

Fiekchen, schrie Herr v. Gourci, was fehlt deinem Kanarienvogel? Fiekchen erröthete. Ach, lieber Vater, ich habe — ich habe ihn vergessen — und zitternd ging sie hinaus, um die Schachtel mit Hirse zu holen.

Herr v. Gourci nahm den Käfich mit dem Vogel herunter, und besah sein Eß- und Trinknäpfchen. Ach! Mimi hatte kein Körnchen mehr, nicht einen einzigen Tropfen Wasser.

Ach, mein armes Vögelchen! rief Herr v. Gourci; du bist in sehr grausame Hände gefallen. Wenn ich das vorher gesehen hätte, ich würde dich nie gekauft haben. Die ganze Gesellschaft stand voll Bedauern vom Tische auf, und Alle sagten: der arme Vogel!

Herr v. Gourci that Futter in das Eßnäpfchen, und füllte das Trinknäpfchen mit frischem Wasser.

Mit vieler Mühe brachte er Mimi endlich zum Leben zurück.

Fiekchen entfernte sich, und ging mit Thränen in ihr Zimmer, wo sie ihr Schnupftuch ganz naß weinte.

Den andern Tag befahl Herr v. Gourci, daß man den Vogel forttragen, und ihn dem Sohne seines Nachbars, des Herrn v. Mursai, schenken solle, der für ein sehr sorgfältiges Kind gehalten wurde, und besser Acht auf ihn geben werde, als Fiekchen.

Jetzt hätte man die Klagen der Kleinen hören sollen! Ach, mein lieber Vogel! mein armer Mimi! Gewiß, ich verspreche es Ihnen, mein lieber Vater, ich will ihn in meinem Leben keinen Augenblick mehr vergessen. Lassen Sie ihn mir noch diesmahl.

Herr v. Gourci ließ sich endlich durch Fiekchens Bitten rühren, und sie behielt ihren Kanarienvogel. Indessen gab er ihr doch einen scharfen Verweis, und ermahnte sie, in Zukunft ja besser Acht auf ihn zu geben.

Dieses arme Thierchen, sagte er, ist eingesperrt, und nicht im Stande, selbst für seine Bedürfnisse zu sorgen. Wenn du was gebrauchst, so kannst du es fodern; aber Mimi kann uns seine Sprache nicht verständlich machen. Wenn du ihn je wieder Hunger oder Durst leiden lässest, so —

Ein Strom von Thränen lief über Fiekchens Wangen bei diesen Worten. Sie ergriff ihres Vaters Hände und küßte sie, konnte aber vor Betrübniß kein Wort hervorbringen.

Nun war Fiekchen zum zweiten Mahl im Besitze ihres Mimi's, und Mimi war von Herzen mit seiner kleinen Gebieterinn ausgesöhnt.

Einen Monat danach mußte Herr v. Gourci mit seiner Gemahlinn eine Reise von etlichen Tagen vornehmen. Fiekchen, Fiekchen, sagte er zu seiner Tochter, laß dir deinen armen Mimi ja recht empfohlen sein!

Kaum waren ihre Aeltern in den Wagen gestiegen, so lief Fiekchen zu dem Bauer, und versorgte den Vogel mit Allem, was er gebrauchte. Einige Stunden danach fing ihr die Zeit an, lang zu werden. Sie ließ ihre kleinen Freundinnen zu sich bitten, und ihre Fröhlichkeit stellte sich wieder ein.

Sie machten zusammen einen Lustgang, und nach ihrer Zurückkunft brachten sie einen Theil des Abends mit Blindekuh und andern Spielen zu; nach diesem wurde getanzt. Endlich, ganz spät, ging die kleine Gesellschaft auseinander, und Fiekchen legte sich, von Müdigkeit ganz abgemattet, zu Bett.

Den andern Morgen erwachte sie mit Anbruch des Tages, und dachte an nichts, als Spiele und Unterhaltungen. Wenn ihr Mädchen sie gelassen hätte, wäre sie gleich zu den Fräulein von St. Maur gelaufen. Sie mußte aber bis Nachmittag warten. Kaum jedoch hatte sie gegessen, so ließ sie sich hinführen.

Und Mimi? Der mußte den ganzen Tag allein bleiben und fasten. Auch der folgende Tag wurde mit Vergnügungen zugebracht.

Und Mimi? wurde wieder vergessen.

Den dritten Tag ging es eben so.

Und Mimi? Ja, wer hätte bei so vielen Zerstreuungen an ihn denken können?

Den vierten Tag kamen Herr und Frau von Gourci von ihrer Reise zurück. Fiekchen hatte kaum an ihre Rückkehr gedacht. Sobald ihr Vater sie umarmt und sich nach ihrer Gesundheit erkundigt hatte, fragte er: Nun, was macht Mimi? Er ist recht wohl, antwortete Fiekchen mit einiger Verwirrung, und lief zum Käfich, um ihn zu holen.

Ach, das arme Thierchen lebte nicht mehr! Es lag auf dem Bauche, mit ausgestreckten Flügeln und offenem Schnabel. Fiekchen fing an, laut zu schreien, und rang die Hände. Die ganze Familie lief zusammen, und sah, was geschehen war.

Ach, mein armes Vögelchen! rief Herr v. Gourci; wie schmerzhaft ist dein Tod gewesen! Hätte ich dich vor meiner Abreise erstickt, so würdest du nur einen Augenblick gelitten haben, aber jetzt hast du drei Tage hindurch alle die Qualen des Hungers und Durstes ausgestanden, und bist in einem langen und grausamen Kampfe gestorben. Indessen bist du noch glücklich, aus so grausamen Händen erlöset zu sein.

8*

Fiekchen hätte sich gern in die Erde verbergen mögen. Sie hätte all ihr Spielzeug, ihre ganze Sparbüchse gegeben, um Mimi das Leben wieder zu erkaufen; aber jetzt war Alles umsonst.

Herr v. Gourci nahm den Vogel, ließ ihn ausnehmen und ausstopfen, und hing ihn an die Decke des Zimmers auf. Fiekchen unterstand sich nicht, dahin zu sehen; so oft sie ihn zufälligerweise erblickte, traten ihr die Thränen in die Augen. Sie bat ihren Vater alle Tage, ihn wegnehmen zu lassen.

Nach vielen Bitten ließ es Herr v. Gourci endlich geschehen, aber jedes Mahl, daß Fiekchen sich von ihrem Leichtsinne und ihrer Unbesonnenheit hinreißen ließ, wurde der Vogel wieder aufgehängt, und sie mußte hören, daß alle Leute im Hause sagten: Armer Mimi, du hast einen sehr grausamen Tod erlitten!

Ungenannter.

Zwei Gespräche.

Erstes.

Die Mutter. Heinrich, zwölf Jahr alt. Charlotte, zehn Jahr. Luise, acht Jahr alt.

Luise.

Guten Morgen, liebes Mütterchen! Sehen Sie, da sind wir schon fix und fertig. Wenn doch nun auch schon der Kahn dawäre!

Mutter. Du wirst dich noch wol ein wenig gedulden müssen; es ist ja erst kaum sechs Uhr. Kommt, wir wollen unterdessen in den Garten gehen.

Heinrich. O, lassen Sie uns doch den Baumgang

hinuntergehen, der zum Wasser führt; kommt dann der Kahn, so können wir ihn gleich sehen. (Sie gehen in den Garten.)

Charlotte. Ach, liebe Mutter, wie herrlich das Wetter ist! Am ganzen Himmel ist kein Wölkchen zu sehen. Und sehen Sie, da wo die Sonne in das Wasser scheint, funkelt es wie tausend Demanten. Das wird eine Lust sein! Nicht wahr, erst fahren wir zu der guten Barbe, die bei Ihnen gedient hat?

Mutter. Ja.

Heinrich. Ist es weit von hier?

Mutter. Wir werden wol eine Stunde zu fahren, und hernach auch noch ein Endchen zu gehen haben; denn ihr Haus liegt nicht dicht am Flusse.

Heinrich. O, desto besser wird das Frühstück schmecken! und hernach —? O sagen Sie doch, liebe Mutter!

Mutter. Nun, hernach gehen wir in das Wäldchen, das dicht daneben ist; da könnt ihr springen, laufen, Blumen pflücken, Schmetterlinge jagen —

Heinrich. Ja, und wenn es zu heiß wird, setzen wir uns in den dicksten Schatten, und ich lese ihnen vor.

Charlotte. Und dann, nicht wahr, liebe Mutter, dann lassen Sie unter den Bäumen decken, an dem schönen Orte, wovon Sie uns so oft gesagt haben, wo der kleine Bach fließt, der so klar ist, daß man jeden Stein darin sehen kann. O, lassen Sie uns doch ja nicht eher nach Hause fahren, bis der Mond aufgegangen ist, und dann singen Sie uns ein Lied! So bei Mondschein auf dem Wasser zu fahren, und Sie singen zu hören, das muß ein Vergnügen sein, das über Alles geht!

Heinrich (der unterdessen den Fluß hinuntergesehen hat). O, der Kahn! der Kahn! da kommt er! Wo ist Luis-

chen? Da läuft sie nun herum, und der Kahn ist da. Ha! da kommt sie! (Er läuft ihr entgegen.) Luischen, der Kahn ist da!

Luise (die indeß im Garten herumgestrichen ist, kommt eilends hereingelaufen). Der Kahn? O, das ist schön! Ich will gleich kommen; geben Sie mir nur erst ein Stückchen Geld; da ist eine arme Frau, und ein alter Mann mit vier Kindern, denen will ich es bringen. Ich komme gleich wieder.

Mutter. Wo hast du denn diese armen Leute gesehen?

Luise. I, der Gärtner machte die Thür auf, die ins Feld geht, um Erde hereinzufahren, und da guckte ich so ein Bißchen hinaus, da kamen sie übers Feld gerade auf mich zu. Die armen Kinderchen! — Sie sollten nur sehen, wie zerlumpt und hungrig sie aussehen; zwei sind noch ganz klein, so klein wie Bruder Fritzchen.

Mutter. Kommt, Kinder! Wir wollen doch sehen, ob sie noch da sind.

Luise. O gewiß! Ich sagte ihnen, sie sollten warten, bis ich ihnen was brächte. (Sie gehen Alle zu der Gartenthür, wo sie die arme Familie finden. Der Alte sitzt auf einem Steine neben der Mauer, die Frau hat ein ganz junges Kind auf dem Arme, und ein Mädchen von ungefähr zehn Jahren trägt ein anderes.)

Mutter. Gott, welch ein Elend! Armes Weib, ihr könnt ja kaum stehen; setzt euch auf die Bank nieder. Wo kommt ihr denn her?

Die Frau. Aus M —, meine beste Madam; mein Mann war Schuster da; weil er aber als Soldat eingeschrieben war, so mußte er im letzten Kriege mit. Da kam er nun ganz krank und elend zurück, hatte alle seine Kunden verloren, und konnte auch kei-

nen Stich mehr arbeiten. Was war zu thun, wir mußten borgen; das ging aber nicht lange, unsere Gläubiger nahmen, was wir hatten, und weil wir die Miethe nicht zahlen konnten, warf uns unser Wirth auf die Straße. Ein Bekannter von uns, auch ein armer Mann, nahm uns auf, und knappte sich und seinen Kindern das Brot ab; ich kam da mit diesem armen Wurme nieder, und ein paar Tage darauf starb mein Mann. Unser guter Wirth sammelte bei gutherzigen Leuten so viel, daß er begraben werden konnte. Sobald ich mich also nur ein Bißchen erholt hatte, wollte ich dem armen Manne nicht länger zur Last sein, und machte mich auf den Weg, um zu meiner Muhme in L—, wo ich her bin, zu reisen; aber daß Gott erbarme! wir kommen nicht von der Stelle.

Mutter. Wer ist denn der alte Mann?

Die Frau. Das ist mein Vater; er lebte bei uns, und ich hatte so meine Freude daran, daß wir ihn auf seine alten Tage ein wenig pflegen konnten; und nun macht mir sein Elend das meinige doppelt schwer. Er hat keine Schuh; da hat er sich nun gestern einen großen Dorn in den Fuß getreten, der ist jetzt ganz wund geworden, und nun kann er gar nicht mehr fort. Wenn Sie mir doch ein Stückchen alte Leinwand, und ein Bißchen Brot für meine armen Kleinen geben wollten?

Mutter. Das sollt ihr haben; wartet nur ein wenig. Kommt unterdessen in den Garten, und setzt euch nieder. (Sie entfernt sich ein wenig mit den Kindern, die der Erzählung des armen Weibes aufmerksam zugehört hatten. Lottchen hat ihre Rührung durch Thränen bezeigt, indeß Luischen ein Stückchen Brot, das sie zu ihrer Reise eingesteckt, unter die Kinder vertheilt, und Heinrich dem Mädchen, die

unter ihrer Bürde beinahe erlag, den kleinen Jungen vom Arme nimmt.)

Mutter. Kommt, meine Lieben, wir wollen den armen Leuten etwas Brot holen; ich will ein Paar Schuh und Strümpfe für den alten Mann aussuchen. — Freilich wird das nur eine kleine Hülfe sein.

Charlotte. Ja wol nur eine kleine Hülfe! Sie hörten ja, daß sie gar nicht aus der Stelle kommen; und wenn sie unterwegs krank würden, und könnten gar nicht weiter — die Muhme wird auch wol nicht viel haben; und wenn sie sie vollends nicht zu sich nehmen wollte. — Ach, liebe Mutter, Sie sind ja sonst so gütig gegen die Armen; wenn Sie ihnen doch Geld gäben, daß sie fahren könnten, und auch noch etwas übrig behielten, wenn sie nach L— kommen!

Mutter. Traust du mir nicht zu, liebes Lottchen, daß, wenn es in meiner Macht wäre, diesen armen Leuten, so wie du wünschest, zu helfen, ich es gern und mit Freuden thun würde? Aber leider! kann ich nicht. Du weißt, wir sind nicht reich, und ich kann eine Summe, die hiezu hinlänglich wäre, nicht erübrigen.

Heinrich. Nehmen Sie unser Geld, liebe Mutter; denn ich könnte heute gewiß keinen vergnügten Augenblick genießen, wenn die armen Leute wieder so fortmüßten.

Mutter. Wie viel hast du denn?

Heinrich. Ich habe sechs Groschen.

Mutter. Und ihr Beide?

Charlotte. Ich habe drei Groschen.

Luise. O, ich bin recht reich! ich habe vier Groschen.

Mutter. Das macht zusammen dreizehn Groschen. Nein, meine guten Kinder, das ist lange nicht genug.

Ich weiß nur Ein Mittel, diesen armen Leuten zu helfen. Könnt ihr euch entschließen, eurem heutigen Vergnügen zu entsagen? Ich habe euch diese Lust schon seit einiger Zeit versprochen; sie sollte zur Belohnung eurer guten Aufführung sein, und ich habe immer etwas dazu bei Seite gelegt; denn ich muß nicht nur den Kahn bezahlen, sondern auch die Barbe für ihre Bewirthung belohnen; und bei solchen Gelegenheiten muß man eher zu viel, als zu wenig geben. Dies Geld gehört euer; ihr könnt damit machen, was ihr wollt. Mit eurem Taschengelde zusammengenommen, würde es hinreichen, eine Fuhr für die armen Leute zu bezahlen, und ihnen auch noch etwas mit auf den Weg zu geben.

Charlotte. O, das ist herrlich! Heinrich, Luise, nicht wahr, sie sollen's haben?

Heinrich. O ja, liebe Mutter, geben Sie es ihnen nur immer; denn was hätte ich für Freude bei der Lustfahrt, wenn ich immer denken müßte, du fährst oder gehst nun so ruhig, und die armen Leute verschmachten jetzt vielleicht vor Hunger und Mattigkeit; ich müßte mich ja, weiß Gott, in die Seele schämen; denn es sind ja Menschen, so gut wie ich; ich habe ohnehin schon oft gedacht, daß es doch eine rechte Schande ist, daß manche Leute so viel, und andere so wenig, oder gar nichts haben.

Mutter. Nein, mein Sohn, das ist keine Schande; denn zu geschweigen, daß sich die meisten Menschen ihr Unglück selbst zuziehen, so läßt Gott dieses aus sehr weisen Absichten zu. Würdest du jetzt wol Gelegenheit haben, dich in den Tugenden der Wohlthätigkeit und Selbstverläugnung zu üben; würdest du das süßeste aller Vergnügungen schmecken können, dem Elenden beizustehen, und die Last seines Unglücks zu erleichtern, wenn kein Unterschied der Stände und Glücksgüter in der

Welt wäre? Doch ein andermahl sprechen wir mehr hievon. Nun, Luischen, du hast ja noch nichts gesagt?

Luise. Ja nun, liebe Mutter, unsere Lustfahrt war freilich eine schöne Sache; ich denke aber, wenn sich die Leute so freuen werden, das wird doch noch schöner sein. Kommen Sie nur geschwind, die armen Kinder hungern gewiß recht sehr.

Mutter (umarmt ihre Kinder). Recht so, meine Kinder! Gott erhalte euch dieses gute, liebevolle Herz, so wird es euch nie an Freude fehlen! (Sie gehen in das Haus.)

Elise Reimarus.

Zweites Gespräch.

Die Mutter. Charlotte. Luise.

Charlotte.

Ach, liebe Mutter, Sie hätten nur sehen sollen, was die Kinder für Augen machten, als ich die Schüssel mit Milch, und Luischen das Brot hinbrachte. Alle drängten sich um die Mutter herum, und zeigten auf mich und Luischen. Und denken Sie nur, die Aelteste, das muß ein recht gutes Mädchen sein; sie wollte nicht eher einen Bissen anrühren, bis sie ihrem kleinen Bruder, der noch nicht allein essen kann, zu essen gegeben hatte.

Mutter. Das arme Mädchen ist sehr zu bedauern; sie ist schwächlich, durch das Tragen hat sich ihr Körper schon etwas auf die Seite gegeben; jetzt könnte dem Uebel noch wol abgeholfen werden; wenn sie aber bei ihrer Mutter bleibt, so wird sie sich immer so mit ihren jüngern Geschwistern herumschleppen müssen, und

endlich ganz schief werden; dabei wird sie auch nichts lernen können, und also ein elendes Geschöpf sein. Wenn sie hingegen Gelegenheit hätte, Handarbeiten zu erlernen, so könnte sie einmahl ihrer Mutter sehr nützlich sein, und ihr helfen, ihre übrigen Geschwister zu ernähren.

Luise. Wissen Sie was, liebe Mutter, lassen Sie sie bei uns bleiben; ich will sie nähen und stricken lehren; dann kann sie Hemden nähen und Strümpfe stricken, und sie hernach verkaufen, und das Geld ihrer Mutter schicken.

Charlotte. Ja, das ist kein übler Gedanke; wenn Sie nur wollten — thun Sie es doch, liebe Mutter; denken Sie, wenn das gute Mädchen so buckelig werden sollte, wie die alte Frau, die wir neulich sahn, und nichts arbeiten könnte, dann müßte sie wieder betteln gehn, und wir hätten ihr nichts geholfen.

Mutter. Bedenkst du auch, Lottchen, wie viel es dir kosten würde, wenn ich dir deine Bitte zugestehn sollte?

Charlotte. Mir kosten? — Ich wüßte nicht —

Mutter. Nun, so will ich dir's sagen. Wenn wir dieses Mädchen zu uns nehmen, so müssen wir ihr gute, reinliche Kleider geben; da wir aber nichts übrig haben, so müßte ich Das, was diese Kleider mir kosten würden, an den eurigen ersparen. Statt der nesseltuchenen Kleider, die ich euch kaufen wollte, würdet ihr nur leinwandne bekommen, und um eure neuen Hüte müßtet ihr, statt des Flors und der Blumen, nur ein Band stecken. Auch eure Alltagskleider müßten inskünftige schlechter sein.

Charlotte. Ja so — das nesseltuchene Kleid hätte ich doch gar zu gern gehabt; Hofraths Malchen hatte ihr's letzthin an; Sie können nicht denken, wie gut sie

darin aussah. Leinwand — ja, das wird wol freilich nicht so gut kleiden. Was meinen Sie, liebe Mutter?

Mutter. Nein, freilich nicht.

Charlotte (nach einigem Nachdenken). I nun, wenn ich auch nicht so gut darin aussehe; das arme Mädchen sieht doch noch häßlicher aus in ihren garstigen Lumpen, und sie könnte auch wol krank werden, wenn sie diese länger trüge; denn Sie haben uns immer gesagt, daß Reinlichkeit mit zur Gesundheit beitrage.

Mutter. Ganz gewiß. Nun, Luischen, was sagst du dazu? Bist du zufrieden, wenn ich dir ein leinwandnes Kleid kaufe?

Luise. O, recht zufrieden! Damit kann man doch noch herumspringen. Mit dem Nesseltuch ists gar zu gefährlich. Malchen drängte sich neulich nur ein Bißchen an der Hecke vorbei, sieh, da hatte sie gleich ein Loch! So würde mir's gewiß auch gehn.

Charlotte. Ja, du bist auch so ein kleiner Wildfang. Ich hätte mich schon in Acht genommen, wenn ich nur eins bekommen hätte.

Mutter. Nun, das ist gut; aber das ist noch nicht Alles. Du, Luischen, botest dich vorher an, sie nähen und stricken zu lehren; aber dazu bist du viel zu flüchtig, und verstehst es auch nicht so gut, als deine Schwester; das würde also deine Arbeit sein, Lottchen, denn ich habe nicht Zeit dazu; du weißt aber noch nicht, wie viel Geduld zum Unterricht gehört; ich kenne dich, du bist heftig, das arme Mädchen würde vielleicht Manches nicht sogleich begreifen können; du würdest sie anfahren, und ihr übel begegnen, und ich würde mich genöthiget sehn, dich zu bestrafen. Nun, was meinst du? Getraust du dir wol, zu versprechen, dich niemahls mehr von deinem auffahrischen Wesen übereilen zu lassen?

Charlotte. Ach nein, liebe Mutter, das kann ich nicht versprechen. Sie wissen wol, neulich; (traurig) — Sie hatten's mir so vorgehalten, und ich dachte gewiß, nun solle es doch nie wieder geschehen; aber wie Sie ausgegangen waren, da ließ Luischen eine Masche in ihrem Strumpfe fallen, so tief, daß ich sie kaum wiederkriegen konnte, und da ward ich wieder so böse, und schalt sie; es that mir wol hernach sehr leid, aber es war doch geschehn!

Mutter. Und wäre ich zu Hause gewesen, so hätte ich dich bestraft; denn es ist sehr häßlich, wenn Kinder, die noch selbst so vieler Nachsicht bedürfen, bei den Fehlern Anderer gleich alle Geduld verlieren wollen. Menschen, bei welchen diese böse Eigenschaft Wurzel gefaßt hat, werden gemeiniglich, auch bei den größten Fähigkeiten, von Niemand geliebt. Du mußt dich also durchaus von diesem Fehler bessern.

Charlotte. Ja, das will ich auch gewiß; und sehn Sie, da wird's besser sein, wenn Sie das Mädchen ins Haus nehmen; dann werde ich mehr Gelegenheit haben, mich zu üben.

Mutter. Und wenn du dir Mühe giebst, so wird's dir auch zuletzt gelingen. Nun, Luischen, noch eins, daß dich auch angeht; ihr müßt jetzt täglich eine Stunde länger arbeiten, damit das arme Kind bald ihre Kleider und Wäsche bekommt.

Luischen. O, so bekomme ich doch auch was; ich dachte schon, Lottchen sollte Alles thun.

Mutter. Ja, ja, versprechen ist leicht; seid versichert, daß ich euch nichts schenken werde. Wenn ihr also mit allem Diesen zufrieden seid, so will ich das Mädchen hier behalten. Erinnert euch aber, daß ihr selbst gewählt habt, und euch also nie beklagen dürft.

Beide. Nein, gewiß nicht; Sie werden's sehen.

Mutter. Nun, so kommt, wir wollen den Leuten diese gute Nachricht bringen; ich denke, ihre Freude wird euch Lohn und Aufmunterung sein.

Elise Reimarus.

Zur Warnung für die Horcher.

Es ist in den meisten Fällen ungerecht, die Gespräche Anderer zu belauschen, wenn diese Ursache haben, zu glauben, daß sie ohne Zeugen mit einander reden. Nicht selten entsteht auch großes Unheil daraus, bald für die Behorchten, bald für die Behorcher selbst, bald für Beide.

Hört, meine jungen Leser, ein lächerliches Geschichtchen, welches euch zur Warnung dienen kann, eure Neugierde zu zähmen, um nicht hören zu wollen, was für euch nicht geredet wird.

Zwei Barfüßer — Mönche, welche unter andern das Gelübde gethan haben, immer barfuß gehen zu wollen — kamen eines Abends spät in ein Dorf, um daselbst zu übernachten. In Ermangelung einer Schenke kehrten sie bei einem Fleischer ein, und fanden ihn bereitwillig, sie aufzunehmen.

Er räumte ihnen ein kleines Kämmerchen ein, welches an seine eigene Schlafkammer stieß, und nur durch eine dünne bretterne Wand davon abgesondert war.

Hier hörten sie, da der Fleischer mit seiner Frau zu Bette ging, Beide mit einander reden, und ihre Neugier verleitete sie, das Ohr an die Bretterwand zu halten, um zu hören, was die beiden Leute doch wol

mit einander reden möchten? Aber wie bekam ihnen dieser Vorwitz!

Sie hörten ganz vernehmlich, daß der Fleischer die schrecklichen Worte sprach: Der eine von unsern Barfüßern ist fett genug, der andere zwar noch nicht; aber ich denke doch, wenn das Fleisch von Beiden zusammengehackt wird, soll's recht gute Würste geben. Ich will sie also nur immer abschlachten.

Die Haare standen den Horchern zu Berge, und sie sahen kein anderes Mittel zu ihrer Rettung vor sich, als zum Fenster hinunterzuspringen.

Der Magerste von ihnen machte den Anfang, sprang so glücklich, daß er gar keinen Schaden nahm, und lief sogleich, als brenne ihm der Kopf, davon.

Der Andere, der zu seinem Unglücke sehr wohl bei Leibe war, sprang auch; allein er brach ein Bein, und da er nicht zu schreien wagte, so kroch er in einen nahen Schuppen, um sich daselbst, bis zum Tagwerden, vor dem Messer des unmenschlichen Fleischers zu verkriechen.

Aber wie groß war sein Schrecken, da er noch vor Tages Anbruch den vermeinten Menschenfresser kommen hörte, der seine Schlachtmesser wetzte, und die fürchterlichen Worte hören ließ: Nur heraus, heraus, ihr Herren Barfüßer! Eure letzte Stunde ist gekommen; da hilft kein Maulspitzen!

Der arme Mönch erhob ein lautes Angstgeschrei, flehete um Erbarmen; und der Fleischer? — stand, wie Einer, der aus den Wolken fällt.

I, was ist Ihnen denn? fragte er endlich mit Erstaunen, und wie kommen Sie denn hierher?

Der Barfüßer antwortete mit ausgestreckten, um Gnade flehenden Händen: Ach, Erbarmen, Erbarmen,

lieber Mann! Ich habe Ihm ja nichts zu Leide gethan!

Der Fleischer wußte noch immer nicht, woran er wäre, bis es endlich zur Erklärung kam; da es sich denn fand, daß die ganze Sache ein paar Schweinen gegolten hatte, die er, ich weiß nicht warum, seine Barfüßer zu nennen pflegte.

Der Mann bedauerte hierauf das Unglück des Mönchs, nahm ihn in sein Haus, und ließ ihn heilen.

Dieser schätzte sich glücklich, dem Wurstkessel entgangen zu sein, und nahm sich vor, seine Neugier künftig im Zaume zu halten und niemahls wieder zu horchen. E.

Liebe für Aeltern.

Ein liebenswürdiger Knabe beweinte mit aufrichtiger Betrübniß den Tod seines zärtlichen Vaters.

Einer seiner Gespielen wollte ihn trösten, und stellte ihm vor, daß er sich jederzeit gehorsam, liebreich und ehrerbietig gegen seinen verstorbenen Vater bezeigt habe.

So dachte ich auch, gab der Knabe zur Antwort, so lange mein Vater noch lebte, aber nun erinnere ich mich mit Schmerzen und Bekümmerniß, daß ich oft ungehorsam und nachlässig gewesen bin. Und ach! jetzt ist es zu spät, ihn um Vergebung zu bitten!

Die Geduld.

Ein Knabe besuchte lange Zeit die Schule mit vielem Eifer.

Als er einst nach Hause kam, fragte ihn sein Vater: was er denn nun gelernt habe? — Du sollst es schon

erfahren, gab ihm der junge Mensch zur Antwort, sobald sich Gelegenheit finden wird, es zu zeigen.

Er dachte nämlich, man frage ihn nach Dem, was das Wichtigste ist, nämlich: was für Tugenden er angenommen habe?

Allein sein Vater, der ihn nicht verstand, hielt diese Antwort für unbescheiden, und fing an, ihn zu schlagen.

Der junge Mensch ertrug die Schläge mit vieler Geduld und Gleichgültigkeit, indem er zu seinem erzürnten Vater sagte: das ist es, was ich gelernt habe, nämlich alle unangenehme Schicksale mit Geduld zu ertragen.

Ein ganz untrügliches Mittel, sein Leben zu verlängern.

Ihr Alle, meine lieben kleinen Leser, wünscht vermuthlich, lange, recht lange zu leben; und es muß euch daher angenehm sein, ein sicheres Mittel zu lernen, wodurch ihr euer Leben wol um einige zwanzig Jahre höher bringen könnt, als andere Menschen, welche dieses Mittel entweder nicht kennen, oder nicht gebrauchen mögen. Hier ist es!

Darin werdet ihr zuvörderst wol mit allen vernünftigen Leuten einig sein, daß nicht diejenige Zeit, in welcher wir schlafen oder müßig gehn, sondern nur diejenige, in welcher wir etwas Gutes verrichten, unser Leben ausmacht.

Wenn nun Jemand, der bisher gewohnt war, um acht Uhr aufzustehn, künftig im Sommer um fünf, im Winter um sechs Uhr aufstände, und die dadurch gewonnenen Stunden dazu anwendete, entweder etwas

Nützliches zu lernen oder zu thun, so würde er in vierzig Jahren 36400 Stunden mehr gelebt haben. Rechnet man nun acht nützlich angewandte Stunden auf einen Tag, so beträgt jene gewonnene Summe von Stunden gerade 4550 Tage, oder 12 Jahre und 170 Tage.

Um so viel hätte er also in vierzig Jahren mehr gelebt, als Andere, welche täglich zwei bis drei Stunden länger schliefen, als er. Wollt ihr noch ein anderes Mittel hören, wodurch ihr in ebendieser Zeit abermahls zehn Jahre gewinnen könnt? Leset nur weiter.

Gesetzt, ihr hättet bisher fünf Stunden in der Schule zugebracht, um etwas zu lernen, und Eine Stunde, um das Gelernte zu wiederholen, und ihr wäret die ganze übrige Zeit des Tages müßig herumgelaufen, so könntet ihr abermahls täglich zwei Stunden, und also in vierzig Jahren 3650 Tage, oder zehn Jahre erübrigen, wenn ihr von nun an alle Tage eine Stunde zur Vorbereitung auf eure Lehrstunden, eine zur Wiederholung, und noch eine, entweder zum Lesen guter Bücher, oder zu allerlei Ausarbeitungen, oder zum Erlernen irgend einer nützlichen Handarbeit von euern Spielstunden abkürztet.

Versucht's nur, Kinder, und ihr werdet finden, daß beide Mittel ganz untrüglich sind, und mir einst herzlich danken, daß ich sie euch bekannt gemacht habe.

E.

Arbeitsamkeit.

Dionysius speisete einst in Lacedämon, wo man ihm eine schwarze Suppe vorsetzte, welche das gewöhnliche Gericht dieses Volkes war.

Der Prinz gab zu verstehen, daß er keinen Geschmack an diesem Gerichte finde. Ich glaube es, sagte ein Lacedämonier; denn es fehlt das Gewürz.

Welches denn? fragte Dionysius.

Die Arbeit, antwortete Jener, der Hunger, und der Durst.

Das Gericht über Kinder.

Ich will euch einen löblichen Gebrauch von einem alten Volke erzählen, lieben Kinder; aber — den Namen des Volks habe ich vergessen.

So viel weiß ich wol, daß es ein recht gutes, verständiges Volk war. Könige hatte es nicht, sondern es lebte so in einem Freistaate, wie die Leute zu Hamburg und Lübeck.

Nun, dies brave Volk hielt auch besonders viel auf gute Kinder. Die ältesten und weisesten Leute, die denn so die Aufsicht über Alles hatten (und die man hier nicht Obrigkeit und Richter, sondern liebe Väter nannte) meinten, es gehöre mit zu ihrer väterlichen Sorge für ihre Mitbürger, daß sie die Erziehung der Kinder derselben zu ihrer eigenen Sache machten.

Alle Vorschläge, Anweisungen und Verordnungen, die sie deßwegen gaben, kann ich euch nicht erzählen; das würde zu lang werden. Das könnt ihr mir aber glauben, daß alle darauf abzielten, daß die Kinder immer ein gutes Gewissen haben, immer unserm lieben Gott und allen guten Menschen wohlgefällig, und stets heiter und froh sein sollten.

Jung gewohnt, alt gethan, dachten die lieben Väter; sind sie als Kinder so glücklich, so werden sie

sich auch gewiß in Acht nehmen, als Erwachsene dies Glück zu verlieren, und so wird unser Volk immer ein glückliches Volk bleiben.

Man kannte hier das Gericht, welches die alten Aegipter über ihre Todten zu halten pflegten.

Die Sache verhielt sich kurz so: Wenn zu Memphis, der Hauptstadt des Landes, eine Leiche beigesetzt werden sollte, so versammelten sich 40 Richter an dem See, über den sie gefahren werden mußte. Nun war es Jedem erlaubt, den Verstorbenen anzuklagen. Konnte man beweisen, daß er lasterhaft gewesen war, so wurde er nicht begraben. Und das hielten die Aegipter für eine große Schande und für ein großes Unglück.

Die Sache hatte ihr Gutes. Denn die Lebenden hielten sich aus der Ursache desto besser, damit sie nach ihrem Tode bei ihren Landsleuten keinen bösen Namen hinterlassen möchten.

Die Väter des Volks, von dem ich euch erzähle, nahmen von diesem Aegiptischen Gericht über die Todten den Einfall her, alle halbe Jahr über die Kinder ihres Volks eine ähnliche gerichtliche Untersuchung anzustellen.

Sie hatten hiezu verschiedene Gründe. Einmahl wollten sie die Edelsten und Besten unter ihrer Jugend kennen lernen, damit sie ihnen einst die wichtigsten Aemter anvertrauen könnten. Sie wollten aber auch die Bösen und Lasterhaften erforschen, damit sie, durch Strafe oder Beschämung, noch auf den rechten Weg zurückgebracht werden möchten.

Endlich wollten sie auch den Aeltern und Lehrern Anweisungen bei dieser Gelegenheit geben, wie sie auf die beste Weise ihre Kinder gut und glücklich machen könnten. Denn sie hatten wol gemerkt, daß viele Ael-

tern und Aufseher, beim besten Willen, doch nicht immer die besten Mittel dazu gebrauchten.

Es wurden also Richter bestellt. Jeder kleine Mensch sollte vom 6ten Jahre seiner Kindheit an, bis zum 18ten Jahre seiner Jugend, diesem Gerichte unterworfen sein. Es erstreckte sich über Mädchen und Knaben.

Väter und Mütter wurden bei der zärtlichen Liebe, die Gott für ihre Kinder ihnen eingepflanzt, Lehrer und Aufseher bei der schweren Rechenschaft, die sie dem Allwissenden geben müssen, die Bedienten des Hauses bei ihrem künftigen Glück, und Jeder, der ein Kind kannte, bei den heiligen Rechten der Menschheit beschworen, durch keine Leidenschaft, oder durch sonst Etwas sich abhalten zu lassen, Etwas anzuzeigen, was schädliche Folgen für eine junge Seele haben könnte.

Doch wollten die Richter auch vorzüglich alle gute Thaten der Kinder wissen, und außer dem großen Lohne, der stets innerlich mit ihnen verknüpft ist, sollte noch ein Kranz eine äußere Belohnung für die Guten, und ein Sporn zur Nacheiferung für die Trägern werden.

Das Gericht dauerte zwei Monate hinter einander.

Der erste Monat war für die Kinder von 6 bis 12, der andere für die Jugend von 12 bis 17 Jahr bestimmt.

Und nun will ich euch so einen Gerichtstag beschreiben, wenn ihr Lust habt, zuzuhören.

Am 10ten Tage des ersten Gerichtsmondes, da die ehrwürdigen Männer schon einige Stunden lang ihre heilsame Beschäftigung fortgesetzt hatten, traten zwei Männer auf, und ein lieber achtjähriger Knabe an der Hand des einen, der sein Vater war. Freude funkelte dem Manne aus den Augen, und eine Schamröthe verschönerte das Gesicht des Kleinen.

Weise Richter, sprach der Vater, dies ist mein Sohn!

Aber wenn er auch der Sohn eines der Feinde unsers Vaterlandes wäre, so müßte ich doch sagen, er sei werth, von euch, von allen guten Menschen, von allen tugendhaften Kindern geliebt zu werden. Er ist mir, seiner Mutter, seinen Lehrern, stets aufs Wort gehorsam gewesen, und Jeder, der ihn kennt, hat ihn bis jetzt geliebt.

Aber neulich — o erlaubt, daß ich euch die Geschichte erzähle, durch die er dem väterlichen und mütterlichen Herzen sich so theuer gemacht hat. Doch nein! laßt meinen ehemahligen Nachbar hier reden, er ist Zeuge gewesen; und erlaubt, daß ich mit ihm mich so lange entferne.

Die Erlaubniß wurde ertheilt, und der Nachbar sollte reden.

Ich sah, fing er an, den Knaben vom 4ten bis 7ten Jahre aufwachsen. So lange wohnte ich nahe bei seinem Vater. Erst vor einem Jahr zog ich in eine andere Gegend.

Seit der Zeit sprach ich, wegen der Entfernung, seinen Vater nur Augenblicke, sah aber den Knaben nicht.

Ich liebte ihn; denn Alles, was der Vater vorher sagte, und mehr noch, ist wahr. Aber ich konnte mich der Sorge nicht entschlagen, ob vielleicht nur die beständige Aufsicht die Tugend des Knaben bestimme, und ich wollte wissen, ob sie auch dann Stand halte, wenn sie von Niemand gesehn, bemerkt und gelobt werde?

Ich wählte einen Mittag, da ich wußte, daß seine Aeltern nicht zu Hause waren. Ich lockte durch einen Fremden den Bedienten, dem die Aufsicht des Hauses anvertrauet war, fort, und nun kam ich in der Kleidung des ärmsten Bettlers, und pochte an die Thür.

Der Knabe öffnete ein Fenster. — Lieber Mann,

sagte er, ich habe kein Geld, das ich dir geben darf; hier liegt zwar welches, aber das gehört meiner Mutter. Komm morgen wieder, ich will sie gewiß bitten, daß sie dir etwas geben soll.

Ach, ich bin so hungerig! sagte ich.

Hungerig? Ich will dir die Thür aufmachen, wenn ich kann.

Er konnts nicht. — Sogleich reichte er mir seine ganze Mittagsmahlzeit, die ihm eben aufgesetzt war, zum Fenster hinaus.

Aber nun leidest du selbst Hunger!

Schadet nicht; ich esse mich alle Mittag und Abend satt, — und kanns gewiß bis heute Abend aushalten.

Du wirst es nun wol deinen Aeltern sagen, wenn sie heimkommen, damit du doppelt empfängst.

Nein, lieber Mann! das thue ich nicht. Sonst —

Was sonst? sie würden mit dir zürnen?

Das weiß ich besser, loben würden sie mich. Aber mein Vater sagt, wenn man meint, was Gutes gethan zu haben, so muß man nicht einmahl mehr daran denken, viel weniger es erzählen.

So will ich warten, bis sie kommen, und —

Ja wenn du das thust, so bitte ich Vater und Mutter, daß sie dir ganz böse werden. — Aber geh geschwind — ich sehe den Bedienten kommen.

Ich ging, und wirklich hielt der Knabe Wort. Seine Aeltern erfuhren nichts, und er schränkte mit dem besten Muthe auch sein Abendessen auf das gewöhnliche ein.

Nun erzählte ichs dem Vater; er schwieg, denn er wollte noch eine Probe machen.

Ihr wißt, das herrliche Schauspiel, welches ihr alle Jahr für unsere Kinder aufführen laßt, macht so tiefen Eindruck auf sie, daß sie sich das ganze Jahr darauf

freuen. Mit unaussprechlicher Sehnsucht hatte auch dieser Knabe den Tag erwartet.

Er kam. Der Vater ließ das Kind die wenigen Schritte allein gehn. — Freude beflügelte ihn. Plötzlich fiel sein Blick auf ein kleines Mädchen, welches erbärmlich weinte, und ihn anflehete, ihr etwas für Mutter und Schwester, die vor Hunger entkräftet lägen, zu schenken.

Da, sprach er — und gab ihr die Hälfte des Geldes, welches zu seinem Vergnügen bestimmt war — und kehrte ruhig zu Hause.

Der Vater hatte ihm dies wirklich arme Mädchen heimlich in den Weg gestellt; denn er wollte erfahren, ob sein Sohn auch wol seinen liebsten Wunsch aufopfern, und das Vergnügen, zu helfen, einer sinnlichen Freude vorziehen könne.

Er konnts. — Denn seine Aeltern waren ausgegangen, und er durfte, indem er gab, auf keinen Ersatz hoffen.

Abends lieferte er die erhaltene Hälfte zurück, und die Bedienten des Hauses erzählten, er habe ruhig und heiter, ohne ein Wort sich merken zu lassen, sein kleines Gärtchen umgegraben.

Die Richter wurden gerührt durch den Edelmuth dieses Kindes. Man erkannte ihm den Kranz zu. Er wurde gerufen — der Kranz ihm entgegengetragen.

Nein, Väter! sprach er — Nein! Dann würde es ja noch lauter; mir ists genug, wenn ihr mir nur gut sein wollt. Ihr könnt glauben, ich habe es nicht um des Kranzes willen gethan.

Freudenthränen stürzten dem Vater und seinem Freunde aus den Augen. Eine heimliche Thräne zitterte auf den Wangen der Greise, und der Knabe stand

da — hochroth — als wenn die Sonne aufgeht, und der Thau fällt. —

Gefällt euch dies, liebe Kinder, so erzähle ich euch bald wieder von einem andern Gerichtstage. C.

Wozu sind Reiche und Arme in der Welt?

Gottlieb.

Aber, Vater, warum mag der liebe Gott doch wol gewollt haben, daß einige Leute arm wären?

Vater. Weil er wollte, daß einige Leute reich sein sollten.

Gottlieb. Wie so, Vater?

Vater. Ich meine, wenn kein Mensch weniger hätte, als er gebraucht, so würde auch kein Mensch mehr haben, als er nöthig hat. Denn, wenn der Eine zu viel haben soll, so muß der Andere zu wenig haben.

Gottlieb. Aber warum sollten denn einige Menschen zu viel haben?

Vater. Beantworte mir erst eine andere Frage: sind Mitleid und Wohlthätigkeit nicht schöne, liebenswürdige Tugenden eines Menschen?

Gottlieb. Allerdings.

Vater. Und wäre es nicht Jammer und Schade, wenn diese Tugenden bei den Menschen nicht gefunden würden?

Gottlieb. Ja freilich!

Vater. Könnten aber Mitleid und Wohlthätigkeit wol unter den Menschen Statt finden, wenn sie Alle in gleichem Wohlstande wären? wenns dem Einen nicht zuweilen schlimm, dem Andern besser ginge?

Gottlieb. Nein; da hätte ja keiner Gelegenheit, mitleidig und wohlthätig zu sein.

Vater. Kann man aber eine Tugend erwerben, und immer stärker darin werden, wenn man ganz und gar keine Gelegenheit hat, sie auszuüben?

Gottlieb. Nein!

Vater. Du siehst also, daß die schöne Tugend des Mitleids und der Barmherzigkeit gegen Nothleidende gar nicht Statt haben könnte, wenn keine Nothleidende wären. Gott mußte ja also wol zugeben, daß in seiner Welt Arme und Reiche wären, damit Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit darin sein konnten.

Gottlieb. Aber deßwegen brauchten doch einige Leute gerade nicht so sehr reich zu sein!

Vater. Die sehr reichen Leute sollten mit ihrem Reichthume sehr viel Gutes stiften; sollten zum Besten anderer Menschen Etwas damit thun, was mit wenigerm Gelde nicht gethan werden kann.

Gottlieb. Aber thun sie das auch immer?

Vater. Schlimm für sie, wenn sie es nicht immer thun! Denn bloß dazu gab ihnen Gott so viel, damit sie zum Besten ihrer Brüder viel damit ausrichten sollten.

Gottlieb. Ja, aber was haben denn nun die Armen davon, daß sie arm sind?

Vater. Ich muß dir diese Frage abermahls durch eine andere Frage beantworten: glaubst du nicht, daß Geduld, Vertrauen auf Gott, und Dankbarkeit gegen Diejenigen, die uns Gutes erweisen, auch schöne und wünschenswürdige Tugenden sind?

Gottlieb. Das versteht sich!

Vater. Wann hat man aber am meisten Gelegenheit, diese herrlichen Tugenden zu üben? Wenn man Alles in Ueberfluß hat und es uns immer wohl geht, oder wenn man

an vielen Bequemlichkeiten des Lebens Mangel leidet?

Gottlieb. Im letzten Falle.

Vater. Wenn nun Gott wollte, daß auch diese Tugenden in seiner Welt geübet würden, und wenn er nach seiner Allwissenheit vielleicht voraussah, daß einige Menschen sie nicht anders üben würden, als wenn sie arm wären: was mußte er thun?

Gottlieb. Er mußte zugeben, daß diese Menschen in Armuth geriethen.

Vater. Begreifst du nun, was die Armen davon haben, daß sie arm sind? — Aber noch eins! Glaubst du nicht auch, daß es viele Leute giebt, die ein gemächliches Leben gar nicht ertragen könnten? welche böse Menschen werden würden, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit mit Mangel und Elend zu kämpfen hätten? Ich weiß ein merkwürdiges Beispiel hievon, und will es dir erzählen.

Ein armer Landmann mußte sich Tag für Tag, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, mit schwerer Arbeit quälen, um sich selbst und seine Frau nebst zweien Söhnen nothdürftig zu ernähren.

Oft hatten sie nur Salz und Brot zu essen, und zuweilen sogar von diesem nicht genug, um satt zu werden.

Aber sie waren genügsam und geduldig, vertraueten Gott und harreten auf seine Hülfe, welche denn auch niemahls ausblieb. Denn, wenn sie auch zuweilen noch halb hungerig sich auf ihr Strohlager legten, und nicht wußten, was am folgenden Tage aus ihnen werden würde, so hatte die göttliche Vorsehung am andern Morgen doch immer Etwas für sie veranstaltet, was sie nicht vorausgesehen hatten. Bald wurde ihnen unvermuthet von wohlthätigen Leuten etwas ins Haus gebracht, bald bot sich eine unerwartete Gelegenheit dar,

etwas zu verdienen. Kurz, diese arme Familie lebte fromm, arbeitsam, und bei aller ihrer Dürftigkeit zufrieden.

Zum Unglück hatte der Mann einen Bruder, der schon in seiner Jugend nach Indien gerathen war, und daselbst Gelegenheit gefunden hatte, sich großen Reichthum zu erwerben. Dieser kehrte jetzt mit seinem ganzen Vermögen zurück, kaufte in der Hauptstadt des Landes ein prächtiges Haus, und dachte nun den Rest seiner Tage in Ueberfluß und Wohlleben hinzubringen.

Allein plötzlich ward er krank und starb. Er hatte sich nie verheirathet gehabt; sein ganzes Vermögen fiel also seinem armen Bruder zu.

Nun kannst du dir denken, wie diesem der Kopf schwindeln mußte, da man ihm auf einmahl meldete, daß er jetzt Herr von hunderttausend Thalern sei.

Beinahe wäre der arme Mann, zusammt seiner Frau, in Ohnmacht gesunken, als sie von diesem unerwarteten Glücke benachrichtiget wurden. Es dauerte lange, ehe er sich wieder fassen konnte; und nun fing er an zu sorgen, was er mit dem vielen Gelde machen solle?

Hätte er den Eingebungen seines eigenen guten Herzens folgen wollen, so wäre er in dem Stande geblieben, worin er war; er würde einen kleinen Meierhof gekauft und dann fortgefahren haben, arbeitsam, mäßig und gottesfürchtig zu leben; einen Theil seiner Einkünfte hätte er auf die Erziehung seiner Kinder, und den Ueberschuß zu wohlthätigen Handlungen verwandt.

Allein da kamen thörichte Leute, und fragten: ob er den Verstand verloren habe? ob er nicht wisse, daß man von so vielem Gelde, als er nun besitze, ganz anders leben könne? Und nun beschrieben sie ihm das vornehme Stadtleben mit allen seinen armseligen Herr-

lichkeiten auf eine so reizende Weise, daß dem armen Manne vor lauter Entzücken Hören und Sehen verging.

Kurz, Martin (so hieß unser Mann) wurde beredet, das Dorf zu verlassen, nach der Hauptstadt in das prächtige Haus seines verstorbenen Bruders zu ziehen, und daselbst die faule, schwelgerische und üppige Lebensart vornehmer Leute anzufangen. Einige Schmeichler und Schmarotzer, welche ehemahls selbst in der Stadt gelebt hatten, begleiteten ihn dahin, um, wie sie sagten, ihm mit ihrem Rathe beizustehen, damit er in seinen neuen Stand sich gehörig schicken lerne.

Die erste Thorheit, zu der sie ihn verleiteten, war, sich in den Adelstand einzukaufen. Es geschah; für einige hundert Thaler ward Martin in einen Herrn von Martin umgeschaffen, und nun mußte er, zur Behauptung seiner neuen Würde, sich entschließen, alle die glänzenden überflüssigen Dinge anzuschaffen, welche in vornehmen Häusern zu den Nothwendigkeiten des Lebens gerechnet werden.

Dazu gehörten prächtige Kleider, schimmerndes Hausgeräth, theure Gemählde und andere Kunstsachen, Pferde, Kutscher, Lackeien und Köche. Dies Alles mußte nicht bloß angeschafft, es mußte auch unterhalten werden.

Noch mehr: der Herr von Martin, und die gnädige Frau von Martin und die beiden Junker von Martin mußten nun auch in der Anwendung der Zeit den vornehmen Müßiggängern, in deren Stand sie getreten waren, gleich zu werden suchen. Man stand also nicht mehr, wie sonst, mit der Sonne auf, sondern schlief, bis es schon hoch am Tage war. Dann wurden einige Stunden dem Anzuge und dem Putze gewidmet. Nun setzte man sich zur Tafel, um den Magen mit einer Menge erkünstelter Speisen zu über-

laden. Dann fuhr man aus, um langweilige Besuche zu geben, oder blieb daheim, um eben so langweilige Besuche anzunehmen. Der Rest des Tages wurde entweder mit Spielen verderbt, oder man fuhr ins Schauspielhaus oder zu Prachtversammlungen, Bällen und Mummereien. Ein großer Theil der Nacht wurde endlich wieder an der Tafel verschwendet.

Je länger dieses üppige Leben währte, desto mehr erstarb in den Herzen der unglücklichen Leute jede Tugend, die zur Zeit ihrer Armuth ihnen eigen gewesen war. An die Stelle der Arbeitsamkeit, der Genügsamkeit, der Geduld, der Gottesfurcht und der Zufriedenheit mit ihrem Zustande, traten Trägheit, unersättliche Gierigkeit, böse Laune, Gottvergessenheit und unzufriedenes Murren bei der kleinsten Ungemächlichkeit, welche sie in dem Genusse ihrer nichtswürdigen Vergnügungen störte.

Nicht genug; der Herr von Martin ergab sich auch der Unmäßigkeit im Trinken, und wurde dadurch oft einem unvernünftigen Thiere gleich. Die Frau von Martin machte das Spiel zu ihrer Leidenschaft, und verschwendete dadurch in einer Stunde mehr, als sie in ihrem vorigen Stande für sich und ihre Familie für mehre Jahre zum Unterhalt bedurft hatte. Die jungen Herren von Martin wurden faulenzende, unwissende und ausschweifende Buben, die sich ohne Scheu den schändlichsten Lastern ergaben.

Und was waren die Folgen von dem Allen? Diese:

Die großen Reichthümer des Herrn von Martin waren in einigen Jahren gänzlich aufgezehrt; er selbst hatte durch seine Unmäßigkeit, seine Frau durch ihre Spielsucht, sich einen schwachen, kränklichen Körper zugezogen. Seine Söhne hatten so viele schlechte Streiche und

Schandthaten ausgeübt, daß sie flüchtig werden mußten, weil die Obrigkeit sich ihrer bemächtigen wollte, um sie zur wohlverdienten Strafe zu ziehen. Sie wurden hierauf erst Landläufer, dann Räuber; endlich fielen sie der Gerechtigkeit in die Hände, und wurden verurtheilt, zum warnenden Beispiele für Andere, eines schimpflichen und schmählichen Todes zu sterben.

Ihre Aeltern geriethen an den Bettelstab, und fanden wenig Mitleid bei Andern, weil Jedermann wußte, daß sie selbst Schuld an ihrer Armuth waren. In Lumpen gekleidet, schwach und kränklich, irreten sie eine Zeit lang von Dorf zu Dorf, um Almosen zu sammeln, bis sie endlich in ein öffentliches Armenhaus aufgenommen wurden.

Hier brachten sie den Rest ihres Lebens in bitterer Reue über ihre Thorheiten zu, und starben endlich unter peinigenden Gewissensbissen. —

Jetzt urtheile selbst, lieber Gottlieb, ob es für diese Leute nicht ein wahres Glück gewesen wäre, in ihrem ersten armseligen Zustande zu bleiben? Dann wirst du dir auch die Frage beantwortet haben: Warum die göttliche Vorsehung bei der Austheilung der irdischen Glücksgüter Einigen mehr, Andern weniger zugemessen hat? E.

Gute Folgen einer guten That.

Der kaiserliche General, Graf M**, war ein großer Liebhaber von Pferden. Auf einem seiner Güter in Böhmen hatte er eine Stuterei, auf die er große Summen verwendete, und wo die auserlesensten Pferde zugezogen wurden.

In der großen Theurung 1771, wo der Hafer zu einem unerhörten Preise stieg, rieth man ihm, seine Pferde abzuschaffen. Allein er konnte sich nicht entschließen, sich von Etwas zu trennen, was ihm so viel Vergnügen machte. Sie blieben also.

Alle Morgen besuchte er die Ställe, um die Augen an dem Anblicke seiner Lieblingsthiere zu weiden.

Als er einst von da zurückkam, fiel ihm eine von Hunger abgezehrte Frau weinend zu Fuße, und sagte: ach, Ihre Excellenz, wer doch jetzt ein Pferd wäre!

Wie so, alte Mutter? versetzte der General stutzend.

Ach, sagte sie, indeß ich mit einem kranken Manne und drei Kindern vor Hunger verschmachte, bekommen Ihre Pferde alle Tage ihr volles Futter, und haben ein rundes und dickes Ansehn.

Der Graf gab ihr einen Dukaten, und ging gedankenvoll in sein Zimmer.

Nach einer kurzen Ueberlegung erhielt die Menschenliebe einen vollkommenen Sieg über die Lieblingsneigung seines Herzens. Er schickte alle seine Pferde, bis auf zwei Reitklepper, zum Verkauf nach Prag, und ließ seinen Hafer, wovon ein großer Vorrath vorhanden war, unter seine brotlosen Unterthanen austheilen.

Das Heu wurde ebenfalls verkauft, und nebst der Summe, die er aus den Pferden löste, zum Unterhalte der Dürftigen angewandt; und er hatte nun die Freude, zu sehen, daß auch nicht Einer seiner Unterthanen Hungers sterben durfte.

Wer aus eigener Erfahrung weiß, was es zu bedeuten hat, eine viele Jahre lang befriedigte Lieblingsgrille aufzugeben, der wird die Größe dieses Opfers leicht beurtheilen können.

Kurz nachher entstand ein Aufruhr unter den Böh-

mischen Bauern. Die Empörer raubten und plünderten, und ein Schwarm derselben näherte sich auch den Gütern des Grafen. Sie foderten die Unterthanen desselben auf, sich mit ihnen zu vereinigen, um auch hier eine Plünderung vorzunehmen; allein die guten, dankbaren Leute weigerten sich nicht nur, zu ihnen zu stoßen, sondern sie bewaffneten sich auch, griffen die Aufrührer unvermuthet an, und trieben sie mit Gewalt aus den Gütern ihres Herrn zurück.

Der Graf befand sich damahls in Wien, und konnte die Nachricht von diesem Vorgange nicht ohne Freudenthränen lesen.

Wie viel, rief er aus, bin ich der herzhaften alten Frau schuldig! Ohne ihre rührende Vorstellung wären vielleicht viele meiner Unterthanen verhungert, meine Verwalter und Pächter erschlagen, und meine Häuser und Gärten zerstört worden. Sie soll lebenslang ein Jahrgeld haben! E.

Neujahrsgeschenk aus Jamaika in Westindien, *) für ein Kind in Europa.

Lieber kleiner Vetter Kristian!

Morgen ist in Westindien, wie in Deutschland, heiliger Kristtag. Nun sitzest du gewiß beim Ofen, und magst nicht vor die Thür gehen, weil es schneit und weht und grimmig kalt ist; magst noch weniger vors Thor, wo alles gefroren und gar nichts mehr grün ist, wo der

*) So nennt man die vielen Inseln, welche mitten in Amerika, in dem großen Mexikanischen Meerbusen, liegen.

Boden mit Schnee und Eis bedeckt, und alle Bäume kahl und dürre sind. — Ich aber, kleiner Vetter, sitze hier nicht hinterm Ofen, denn auf ganz Jamaika giebts keinen Ofen. Und dennoch friert mich nicht; ja ich schwitze vielmehr; mir ist so heiß, wie bei euch in den Hundstagen; kaum kann ich meinen Rock auf dem Leibe leiden; und wenn ich des Morgens nach 9 Uhr über die Straße gehe, möchte ich vor Hitze umfallen.

Hier in Jamaika nämlich, wie in ganz Westindien, ist eine ganz andere Welt. Hier giebts gar keine Winter, sondern es ist Sommer in einem fort. Alles ist grün, die Bäume tragen Jahr aus Jahr ein; in den Gärten wächst beständig frisches Gemüse, und alle Tage kann man junges Obst von den Bäumen pflücken.

Aber was für Obst, was für Früchte, was für Gewächse? — Fast gar nichts, wie bei euch, außer Vitsbohnen und gelbe Rüben; keine Aepfel und Birnen, keine Pflaumen und Trauben; sondern andere, theurere, süßere Sachen, Zitronen, Orangen, Ananas, Zucker, Kaffee, Kakao u. s. w.

Da schicke ich dir, gutes Vetterchen, ein kleines Neujahrsgeschenk von lauter Sachen, die hier zu Lande um Weihnachten wachsen. In beigehendem Kästchen findest du 1) eine Zitrone, die ich diesen Morgen erst mit eigener Hand von einem Baume gepflückt habe; 2) eine Düte voll Kaffeebohnen, die ich gestern von dem hiesigen Blocksberge mitnahm; 3) eine Düte voll Zucker, der noch vorige Woche auf dem Zuckerfelde Halberstadt wie Saft in einem Rohre saß; 4) einige Kakaobohnen. — Die Zitrone wird vermuthlich schon verschimmelt sein, wenn du sie kriegst; denn vielleicht kommt das Kästchen erst nach einem halben Jahre an. Wir sind weit von einander; von King-

ston, der Hauptstadt auf Jamaika, nach Göttingen, mögen wol volle tausend Meilen sein.

Aber außer den Näschereien liegt noch Etwas im Kästchen, das wird dir gewiß lieber sein, als alles Andere, — ein Packet Briefe an dich, liebes Kind! Ich weiß, du lernst fleißig, und hörst gerne, wenn man dir etwas aus der Erdbeschreibung erzählt. Nun, Europa kennst du schon recht gut, aber noch nicht Amerika; das sollst du nun auch kennen lernen. Da ich jetzt in diesem Welttheile umherreise, so will ich alles Merkwürdige, was ich sehe und höre, aufschreiben und dir zuschicken.

Hier auf Jamaika lernen die lieben Kinderchen nichts. Die Leute sind so gewaltig reich auf dieser Insel, aber an ihre Kinder wenden sie nichts. Ja, wenn man es ihnen eintrichtern könnte, wie Rum! *) — Bis ins achte Jahr bleiben die Jungen unter den Bedienten und Schwarzen, und werden daher so grob und ungezogen und unwissend, wie die Bedienten und Schwarzen selbst sind. Nachher geht das junge Herrchen zwar in die Schule, weil es aber der Lehrmeister nicht züchtigen darf (denn das leiden die albernen Aeltern nicht) so lernt das Herrchen nichts, als höchstens lesen. Hat es nun ein Bißchen lesen gelernt; dann geht es auf den Tanzboden, wird ein Stutzer, macht Männchen, giebt Besuche, und schlingelt so den ganzen Tag mit seinen Spießgesellen umher.

Gestern, wie ich gerade den letzten Brief an dich fertig machen wollte, lief mir meines Hauswirths ältester Sohn, William, auf mein Zimmer, und plauderte mir in einem fort von seinem demantenen Ringe vor, den ihm seine Muhme aus London zum heil. Krist

*) Ein starkes Getränk, aus Zuckerrohr gemacht.

geschenkt hat, und von dem Balle, der übermorgen auf Howard's Tavern *) sein werde. Endlich wurde ich des Dings überdrüssig, und sagte: Junger Herr, lassen Sie mich zufrieden, ich habe was Gescheiteres zu thun; ich schreibe an meinen kleinen Vetter in Niedersachsen, der erst sechs Jahr alt ist, aber schon mehr weiß, wie Sie in Ihrem vierzehnten Jahre.

In Niedersachsen? in Niedersachsen? fragte Mr. William. Wo liegt Niedersachsen? Liegt es nicht in Nordamerika?

Kingston, den 24. Dez. 1778.

I.

Port-Royal auf Jamaika, den 2ten Dezember 1778.

Vor vier Wochen waren wir von Neu-York **) ausgereist, und die ganze Zeit über hatten wir nichts gesehen, als Himmel und Wasser, und unser Schiff, und einige andere Schiffe, die uns unterweges begegneten. Auf unserm Schiffe waren hundert drei und funfzig Menschen, meist Mannspersonen, Bootsleute und Soldaten; nur vier Weiber und vier Kinder waren darunter. Zuletzt hatten wir nichts mehr zu essen, als Erbsen, Schweinefleisch und Schiffsbrot. Dieses Brot war aber so hart, daß man es kaum zerbeißen konnte. Und Wirthshäuser, wo wir hätten einkehren und etwas Frisches kaufen können, giebt es, wie du weißt, auf dem Weltmeere nicht.

---

*) Ein Gasthof.

**) Eine Stadt in Nordamerika.

Je weiter wir hinunter nach Westindien kamen, desto mehr nahm die Hitze zu, ob es gleich schon im November war. Zuletzt konnte man keine Kleider mehr am Leibe leiden, und die Soldaten schliefen des Nachts auf dem Verdecke, weil es unten im Schiffe vor Hitze nicht auszuhalten war.

Endlich, vorgestern, sahen wir links die große Insel Hispaniola oder St. Domingo, die theils den Spaniern, theils den Franzosen gehört; und rechts sahen wir die noch größere Insel Kuba, die den Spaniern ganz gehört. Nun hofften wir, bald Jamaika zu erblicken. Das geschah die vorige Nacht. Der Kajütenjunge kam mit großem Geschrei in die Kajüte gelaufen, brachte uns die gute Nachricht, und bekam ein Trinkgeld dafür.

Nun, diesen Morgen, noch vor Sonnenaufgang, krochen wir aus unserer dunstigen Kajüte heraus, kamen aufs Verdeck, und sahn Jamaika da vor unsern Augen liegen. O, wie freueten wir uns!

Noch sahen wir weiter nichts, als hohe Gebirge und schreckliche Felsen, auf welchen Büsche standen, wie unsere Wachholderbüsche; aber unser Schiffszimmermann sagte, es wären Pfefferbüsche. Denn hier ist eine neue Welt. Solche Bäume, Gebüsche und Pflanzen, wie bei uns in Europa wachsen, giebts hier gar nicht; statt deren aber ganz andere.

Wie wir näher kamen, sahen wir das erste Zuckerfeld, und wo wir nur hinblickten, war Alles grün auf dem Felde. Denke, Kristian, Alles grün auf Jamaika, im Dezember, wo bei euch Alles weiß oder braun ist!

Um 11 Uhr Mittags kam der Lothsmann; der wies dem Schiffe den Weg vollends nach Jamaika, damit es nicht auf Klippen stieße. Nun kamen wir immer näher. Wir sahen den Hafen und die Stadt Port-Royal

Neben dran, linker Hand, auf einem Berge, sahen wir eine kleine Festung, das Apostel-Fort genannt, wo 12 Kanonen stehen, und höher hinauf eine große Festung, das Muskito-Fort genannt, wo 70 Kanonen stehen; die sollen brummen, wenn der Graf d'Estaing*) kommt. — Laß dir das Alles auf der Landkarte zeigen.

Um ein Uhr waren wir mitten im Hafen von Port-Royal, und warfen Anker. Gleich kam ein ganzes Boot voll kohlschwarzer Weiber und Mädchen an, die uns allerhand Erfrischungen zum Verkaufe brachten. Alle waren in das feinste weiße Zeug gekleidet; auf ihrem Wollenkopfe hatten sie nichts, als einen blauen seidenen Sonnenhut, und ihre schwarze Brust trugen sie bloß. Alle hatten schöne schwarze Augen, und herrliche weiße Zähne.

Wir kauften von ihnen Zitronen, Orangen, Ananas, Gurken, gelbe Rüben, Vitsbohnen und anderes frisches Gemüse. O Kristian, wie köstlich schmeckte das! Frisches Gemüse im Dezember; frische Zitronen, die am Morgen erst vom Baume gebrochen waren, im Dezember, und noch mehr, für uns hungrige Leute, die wir in vier Wochen nichts Frisches, sondern nur Erbsen, Pökelfleisch und steinhartes Brot gegessen hatten!

Das Erste, was wir nun vornahmen, war ein Punsch. So ein Punsch muß noch nie in Europa getrunken sein! denn Alles, was wir dazu gebrauchten, war frisch: frische Zitronen, frischer Zucker, frischer Rum: und noch drückten wir Ananas- und Orangensaft hinein.

Wir bleiben nicht lange hier, sondern fahren noch

---

*) Graf d'Estaing war damahls der Anführer der Französischen Flotte wider die Engländer.

diesen Abend, bei hellem Mondenscheine, nach der Hauptstadt Kingston hinauf. Da sollst du Wunder hören.

II.

Kingston, den 3ten Dezember 1778.

Gestern um Mitternacht kamen wir vor diesem allerliebsten Orte an. Wir hörten eben zwölf schlagen, das freute uns Alle unbeschreiblich; denn seit langer Zeit hatten wir keine Uhr schlagen hören.

Des Morgens fuhren wir in einem Boote ans Land. Wie wir ausstiegen, stand ein Mann da am Ufer, der bewillkommte uns sehr höflich in Deutscher Sprache, und lud uns in sein Haus ein. Ein Deutscher auf Jamaika? — Ja, liebes Kind, Deutsche giebts überall in der Welt. Du magst künftig hinkommen, wo du willst, ans Kap oder nach Tobolsk, nach Madras oder Rio Janeiro, nach Paris, Stockholm oder Kolombo *): überall wirst du Landsleute, sehr oft Landstreicher und verlaufenes Gesindel und Taugenichtse, die ihren Aeltern nicht haben gehorchen wollen, manchmahl aber auch recht hübsche, brave Leute von Landsleuten antreffen.

Dieser Deutsche, der da am Ufer stand, war aus Holstein, und seines Handwerks ein Tischler. Er war nebst seinem Bruder vor siebzehn Jahren ins Land gekommen. Weil er nun sein Handwerk gut verstand, und dabei fleißig und ordentlich war, auch nicht zu viel Rum trank, wie hier viele Deutsche und Engländer thun, so ist er ein sehr reicher Mann gewor-

---

*) Auf der Insel Zeilon in Ostindien.

den, so reich, daß er jetzt sieben große Häuser in der Stadt, und eine Werkstatt hat, worin über dreißig Leute arbeiten.

Dieser höfliche, reiche Landsmann führte uns nun in seine Werkstatt. Hier trafen wir neunzehn schwarze Sklaven an, die nackend arbeiteten, und die prächtigste Tischler- und Drechslerarbeit aus lauter Mahagoni- und Zedernholze machten. Alles Holz, was hier umher lag, war Mahagoni; dieses Holz ist in Deutschland und England so rar, hier aber giebt es ganze Wälder davon. Die Hobelspäne von diesem Holze gaben einen starken Oel-Geruch von sich, so daß es ordentlich eine Lust war, sich in dieser Werkstatt aufzuhalten.

Wir sahn uns nach der Frau des Hauses um, um auch die als eine Frau Landsmänninn zu begrüßen; aber es kam keine zum Vorschein. Nachher erst hörten wir, daß der Tischler und sein Bruder, jeder eine Schwarze zur Frau haben, die sie sich als Sklavinnen auf dem Markte gekauft hatten. Die weißen Weiber aus Europa taugen hier nicht viel; sie arbeiten nichts, treiben aber einen großen Staat, und vertändeln jährlich an 1200 Rthlr., die der Mann schaffen soll. Wer nun nicht so viel für ein weißes ausgeben will, der nimmt sich lieber ein schwarzes Weib aus Afrika. Menschen sinds ja doch auch, so gut wie die aus Europa; was kommt denn auf die Farbe an?

III.

Kingston, an eben dem Tage.

Den Mittag ging ich in ein Wirthshaus, Howard's Tavern genannt, um da zu speisen.

Dies ist ein prächtiges Haus, etliche Stockwerke hoch, ganz von Mahagoniholz gebaut. Um jedes Stockwerk zieht sich ein Vorgang mit einem breiten Geländer herum, wo sechs Personen neben einander gehen können. Thüren, Treppen, Dielen auf dem Fußboden, Alles ist von Mahagoni-, das inwendige Getäfel aber von Ebenholz. In den Zimmern des zweiten Stockwerks sind keine Fenster, sondern, statt deren, grün angestrichene Fensterschirme, durch welche die Seeluft säuselt und das Zimmer kühlt. In den Stuben hangen sehr schöne Gemählde an der Wand, besonders einige Stücke aus dem alten Testamente. Aber in keiner Stube ist ein Ofen oder ein Stubenherd zu sehen; denn wozu Oefen auf Jamaika, wo immer Hundstage sind?

Es waren noch viele andere Deutsche hier im Gasthofe. Um zwei Uhr gingen wir an den Tisch. Was da alle für Gerichte waren, im Wintermonat! Lauter frisches Gemüse, eben aus dem Garten geholt! Frischer Lattich! Wohlschmeckende Vitsbohnen! Auch gelbe Rüben; nur die waren ohne Saft und unschmackhaft. Rindfleisch schmeckte mir gleichfalls nicht, es war zu mager: das gute Rindfleisch kommt sonst aus Nordamerika hieher, aber jetzt nicht, weil Krieg ist.

Das letzte unserer Gerichte war eine Schildkröte. Zum Nachtisch wurden aufgesetzt Orangen, Kokosnüsse und Ananas, die man hier in allen Monaten reif hat. Dann folgte eine Bole Punsch; dabei eine Kohlpfanne, und eine Handvoll zusammengerollter Tabak (Zigarren), den man an einem Ende ansteckt, und so ohne Pfeife raucht. Und zu allerletzt kam die Rechnung: eine halbe Guinee, d. i. drei Thaler auf die Person.

Die Aufwartung bei Tische war sehr gut. Hinter jedem Stuhle stand ein Schwarzer.

IV.

Kingston, an eben dem Tage.

Nach Tische ging ich aufs Kaffeehaus, wo ich eine überaus zahlreiche Gesellschaft von allerhand Leuten aus Europa, Afrika und Amerika antraf. Hier waren dreißig Mohrenjungen zur Aufwartung, die größtentheils schneeweiß gekleidet waren.

Ich ließ mir Thee geben, und dieser kostete zwei Englische Schillinge, oder einen Gulden. Sonst kann man auch eine Menge anderer erfrischender Getränke hier haben.

In der Ecke stand ein Pult; auf dem lagen Zeitungen aus Europa und Nordamerika. Da drängte sich Alles hin, und wollte wissen, was in der übrigen Welt Neues vorgehe.

Unter den Herren, die ich hier sah, waren sehr viele schwerreiche Kingstoner Kaufleute. Diese wohnen meistentheils außer der Stadt, auf ihren Pflanzungen, oder in Gartenhäusern, und fahren ganz früh, in der Morgenkühlung, in die Stadt, wo sie ihre Waarenhäuser haben. Um neun Uhr sind alle ihre Geschäfte gethan; dann gehen sie aufs Kaffeehaus, bleiben hier den ganzen Tag, und fahren erst um zehn Uhr, wenn es anfängt, etwas kühler zu werden, wieder nach Hause.

Alle Thüren standen offen, und durch die Gitterfenster strich eine starke Luft. Nun, gegen sechs Uhr, fing es an, dunkel zu werden, und ich dachte: wie werden die Leute Lichter anzünden? Denn bleiben die Thüren auf, so weht der Wind das Licht aus; und macht man sie zu, so zerschmilzt das Licht vor Hitze, und kein Mensch kanns im Zimmer aushalten. — Indem kam

ein kleiner Schwarzer, brachte eine große hohe Glocke vom feinsten weißen Glase, steckte ein Licht an, und setzte es unter die Glocke *). So gescheit ist man auf Jamaika!

V.

Vom Blocksberge auf Jamaika, den 4ten December 1778.

Unter den Herren, die ich gestern auf dem Kaffeehause hatte kennen lernen, war wieder ein Landsmann, aus Halberstadt, seines Handwerks ein Schneider, aber nun ein reicher, vornehmer Mann. Er hat ein großes Zuckerfeld, das nannte er, nach dem Namen seiner Vaterstadt, Halberstadt. Auch seine Schwester, die mit hier im Lande ist, hat einen großen Kaffeeberg, den nannte sie den Blocksberg.

Auf diesen Jamaikaischen Blocksberg stieg ich heute, machte der Madam meine Aufwartung, und sah zum ersten Mahle Kaffee in großer Menge wachsen.

Dieser Kaffeewald war auf einem hohen Berge. Die Bäumchen selbst, worauf der Kaffee wächst, sind nur klein, etwa wie bei uns die Vogelkirschenbäume; und so roth, wie die Vogelkirsche, sieht der Kaffee auch in seiner Schale aus. In einer jeden Kirsche liegen zwei Bohnen. Wenn diese völlig reif sind, dann wird die Kirsche dunkelbraun, und fällt von selbst ab, wie reife Eicheln und Birnen; oder man breitet ein Tuch unter dem Baume aus, und schüttelt ihn.

---

*) Es versteht sich, daß diese Glocke oben eine Oeffnung hat, sonst würde sie bald zerspringen.

Nun werden diese Kaffeekirschen, wie bei uns die Knoten *), auf einem Laken ausgebreitet, damit die äußere Schale aufspringe. Dann fallen die Bohnen heraus, und diese werden zuletzt, auf einer Windmühle, von aller Unreinigkeit gesäubert. Hierauf schickt man sie auf den Wochenmarkt nach Kingston, und da werden sie nicht nach dem Gewichte, sondern scheffelweise, wie bei uns der Hafer, verkauft.

Die Kaffeebäumchen sitzen so voller Zweige, wie der Mehldorn; und diese Zweige fangen schon unten am Stamme an. Sie tragen das ganze Jahr. So wie ein Zweig abgeleert worden ist, kommt gleich wieder Blüte heraus.

Zwischen diesen Bäumchen stehen auch Zitronen und Orangen in ganzen Haufen, und werden so gering geachtet, daß man für ein Trinkgeld an die Schwarzen so viel zu sich stecken kann, als man will.

Sonst sah ich hier in der Gegend auch Zimmetbäume, Baumwollenbäume, Kakaobäume und sehr viele Tamarinden **).

*) Die kleinen Knöpfchen, welche auf dem Flachse wachsen und den Leinsamen enthalten.

**) Der Tamarindenbaum trägt Schoten, welche aus zwei Schalen bestehen. Zwischen beiden ist ein gewisses weiches Mark, und die innere Schale umschließt einige Samenkörner. Die Indier essen diese Frucht, so wie sie vom Baume kommt, oder auch mit Zucker eingemacht. Uns schicken sie das Mark zu, welches ein gutes Abführungsmittel ist.

VI.

Halberstadt auf Jamaika, den 5ten Dezember 1778.

Diesen Morgen besuchte ich den Herrn Landsmann von Halberstadt, auf seinem Zuckergute Halberstadt. Da ist eine große Ebene auf einem Berge, die durchaus mit Zuckerrohr bepflanzt war; unten am Berge steht das prächtige Haus des ehemahligen Schneiders.

Eben wurde eine Menge dieses abgeschnittenen Zukkerrohrs auf Maulthieren von den Gebirgen heruntergebracht. Dieses kam auf eine Mühle, die neben dem Hause stand, um ausgepreßt zu werden. Hier waren acht schwarze Weibspersonen, die das Rohr zwischen die Walzen der Mühle stecken mußten, die ebenfalls von Maulthieren umgetrieben wurden.

Zweimahl wird das Zuckerrohr so gepreßt, und dann ist es so dürre wie Stroh, denn aller Saft ist heraus. Dieser Saft läuft in eine Rinne unter den Walzen, und diese Rinne bringt ihn bis in die Siederei.

Hier, in der Siederei, wird er in großen Kesseln so lange gekocht, bis er dick und zuletzt zu lauter Sand und Krümeln wird. Solchen Zucker nennt man Sand- oder Puderzucker; und solchen hatten wir diesen Nachmittag schon zum Kaffee, der den Morgen noch im Rohre gesessen hatte.

Vom Zuckerrohre kann man, so wie bei uns vom Flachse, Alles gebrauchen. Die Blätter, die am Stengel herauswachsen, dienen zur Fütterung für die Maulthiere; das ausgepreßte Rohr wird in der Zuckersiederei verbrannt; und aus Dem, was zum klaren Zucker untauglich ist, wird Rum oder Zuckerbrantwein gemacht.

Der schmeckt besser wie Nordhäuser *). In ganz Amerika und England trinkt man ihn. Aber wehe Dem, der ihn sich zu gut schmecken läßt! Der wird gewiß keine dreißig Jahr alt.

Wenn man junges Zuckerrohr gelegt hat, so muß man zwei Jahre warten, ehe man es schneiden kann. Nachher aber wächst es zehn bis vierzehn Jahr in einem fort, und alle Jahr kann man es wenigstens zweimahl schneiden.

VII.

Kingston, den 6ten Dezember 1778.

Kingston ist eine ganz herrliche Stadt, voller Menschen und prächtiger Häuser. Sie liegt vier Meilen von Spanishtown. Die Straßen sind nicht gepflastert, denn bei der schrecklichen Hitze könnte es Niemand auf den Steinen aushalten.

Die meisten Einwohner sind Kaufleute und Seefahrer. Alle haben Geld wie Heu; daher ist Alles hier so unmäßig theuer, daß keine einzelne Person unter sechs Thaler des Tages leben kann. Viele leben, wie ehedem die Leute in Sodom und Gomorra; sie fressen und saufen, und tanzen und spielen; dafür sehen sie denn aber auch Alle aus wie Leichen, und sterben wie Fliegen.

Wer Geld hat, kann hier Alles haben, was gut schmeckt. Alle Handwerker trifft man an; 'aber so wohlfeil arbeiten sie nicht, als bei uns. Will man sich ein Paar Hosen anmessen lassen, so kommt der Schnei-

*) Brantwein, der zu Nordhausen verfertigt wird.

der im Kariol gefahren, und erscheint in einem seidenen Kleide; das müssen die Kunden bezahlen.

Die Kaufmannsdamen und die Handwerkerdamen sind prächtig gekleidet. Zu ihrem Kopfputze müssen alle Westindische Vögel ihre Federn hergeben. Ueber und über sind sie mit Perlen und Juwelen behängt. Und so wird manche Frau, die sonst keine drei Pfennig werth wäre, sobald sie in ihrem vollen Staate ist, unter Brüdern 3000 Thaler werth. Wenn sie ausgehen, das ist, wenn sie ausfahren, haben sie eine Kalesche von grüner Seide auf dem Kopfe, beinahe so groß, wie ein zweisitziger Kutschkasten, und die sich auch, wie ein Kutschkasten, zurücklegen läßt.

Die Demoisellen — denn Alles ist Demoiselle; Jungfern und Mädchen giebts auf Jamaika gar nicht — können selten lesen; aber tanzen können sie Alle. Sie schießen gewaltig in die Höhe, wie Pappelbäume; und ein junges Dingelchen von zwölf Jahren sieht schon wie eine ganze Dame aus. Daher haben sie auch schon im dreißigsten Jahre die völlige Gesichtsbildung einer Großmama. Uebrigens sieht man sie selten bei Tage; denn sie scheuen die Luft und Sonnenhitze, damit ihnen diese ihre gelbe Haut nicht noch mehr verderbe.

Die Mannspersonen sind auch geschmückt und zierlich. Sie tragen unaufgestutzte weiße Hüte, vom feinsten Filz, und gehen ohne Sonnenschirm nie über die Straße. Ihre Röcke sind von leichtem Tuche, ungefuttert. Ihre Westen und Hosen sind von weißer Seide, Taffent und Ostindischem Linnen. Kein Mensch trägt Hüte oder Röcke mit Gold besetzt; aber der größte Staat wird mit feiner weißer Wäsche getrieben. Der Hitze wegen ziehen sie wol zwei oder drei Mahl an Einem Tage frisches Weißzeug an. Um 9 Uhr, wenn du

erst anfängst zu arbeiten, sind hier die Geschäfte mehrentheils schon gethan; dann kleiden sie sich zum zweiten Mahle um, und gehen um 2 Uhr zu Tische; wer des Abends Besuche macht oder bekommt, kleidet sich zum dritten Mahle anders.

Hier rasselt es in einem fort von Kutschen auf der Straße, noch ärger wie in Hannover und Paris. Die Damen fahren gemeiniglich in zweispännigen Halbkutschen. Sitzen zwei Personen darin, so stehen auch zwei schneeweiß gekleidete Schwarze hinten auf, und halten einen Sonnenschirm über die Damen, damit ja kein Sonnenstrahl den zitronfarbigen Nacken berühre. Die Schwarzen sehen sehr drollig aus. Der kohlschwarze Kerl ist ganz weiß gekleidet, hat auch weiße Hosen und feine Schuhe, aber keine Strümpfe: und da sollte man schwören, der Kerl hätte schwarze seidene Strümpfe an. Auf eben die Art ist auch der dritte Schwarze angezogen, der auf dem Bocke sitzt. Dieser Bock ist hoch, höher als die Kutsche selbst; der Kutscher kann also weit über die Pferde wegsehen. Kutscher und Kutschgeschirr sind prächtig, und gemeiniglich in London gemacht. Die Pferde laufen ganz gut, sehen aber schlecht aus; denn Hafer, Gerste, Rocken, Weizen wachsen auf Jamaika nicht; die armen Thiere müssen sich also bloß mit Gras behelfen. — Die Mannspersonen fahren gemeiniglich nur in einem Kariol, das ganz leicht von einem Pferde gezogen wird (gerade so fahren auch die Herren Bauern in Nordamerika). Hinten auf steht ebenfalls ein Schwarzer mit einem Sonnenschirme, den er über seinen Herrn hält; oft läuft oder reitet auch ein anderer Mohr voran.

Diese große und prächtige Stadt ist noch keine 60 Jahr alt; denn vorhin wohnten diese reichen Zucker-

händler alle in Port-Royal. Als aber dieser Ort einige Mahl hinter einander durch Erdbeben und Sturmwinde so heimgesucht wurde, daß ganze Straßen ins Meer stürzten, die andern Häuser alle einfielen, und auf zweitausend Menschen umkamen, so zogen die meisten hierher, und bauten das jetzige Kingston. Doch ein paar hundert Häuser sind immer noch auf Port-Royal.

VIII.

Kingston, den 7ten Dezember 1778.

Diesen Morgen ganz früh klingelte ein Schwarzer mit einer Schelle durch alle Straßen, hatte einen Zettel in der Hand, und rief etwas zu verkaufen aus. Ich fragte, was er ausrufe? und man antwortete mir: Menschen!

Vorige Woche nämlich war ein Schiff hier angekommen, mit 550 Schwarzen. — Denke, Kristian, 550 dicke, feiste Schwarze, bei der Hitze, in Einem Schiffe; das muß ein feiner Geruch auf dem Schiffe gewesen sein!

Die 550 schwarzen Menschen hatten die Franzosen auf der Küste von Guinea gekauft, und wollten sie nach Martinique führen. Da kam aber unterwegs ein Englischer Kaper an sie, und nahm ihnen, weil jetzt Krieg ist, die ganze Menschenladung ab. Jedoch die armen Schwarzen gewannen nichts bei dem Handel; denn anstatt auf Martinique Sklaven zu werden, sollten sie es nun auf Jamaika sein. Diese rief nun der klingelnde Schwarze wie Austern und Stockfische aus, daß, wer Lust und Be-

lieben habe, auf den Markt kommen, und sich etwas davon aussuchen solle.

Ich kleidete mich an, und ging hin auf den Markt. Da standen eine Menge schwarzer Menschen, alte und junge, Mannsleute und Weibsleute, alle splitternackend, wie sie Gott erschaffen hatte; alle hatten ein Kartenblatt am Halse hängen, worauf ihre Nummer geschrieben stand.

Lieber Gott, dachte ich, hier verkauft man ja Menschen, wie bei uns Gänse und Schweine!

Es gingen viele Käufer herum; die besichtigten und befühlten die Schwarzen, ob sie auch Fehler hätten. Ein junger starker Kerl, in seinen besten Jahren, sollte 600 Rthlr. gelten; für andere wurden 450, 300 bis 200 Rthlr. gefodert. Alte Weiber und alte Männer galten nicht mehr, wie kleine Kinder.

Ich sah den Haushofmeister der Madam vom Blocksberge. Dieser kaufte für seine Frau, zu ihrer Kaffeepflanzung, einen dreißigjährigen vierschrötigen Schwarzen für 580 Rthlr. Ein kleines schwarzes Jüngelchen, von deiner Größe und deinem Alter, kriegte er obenein für nichts. Dieses Jüngelchen wartet nun der Madam auf, und muß alle Morgen um 4 Uhr den Kaffeeberg hinauf, die abgefallenen überreifen Kaffeekirschen aufzulesen; und kriegt nichts als Plantins *) zu essen.

Seine Schwester, ein Mädchen von zwölf Jahren, kaufte ein Zuckerbauer, hinter Spanishtown her, für 150 Rthlr. Nun kommen die armen Kinder von einander, und kriegen sich wol in ihrem Leben nicht wieder zu sehen!

Gegen 9 Uhr war Alles verkauft, und Jeder machte

*) Eine Frucht, welche sonst auch Pisang heißt.

Anstalt, seine erhandelte Waare wegzubringen. Das schwarze Mädchen küßte noch einmahl ihr schwarzes Brüderchen, und weinte; die Alten umarmten sich unter einander, und heulten ihr Lebewohl! Beim Weggehn erhob sich plötzlich unter ihnen Allen ein dumpfes Getöse. Ich meinte anfangs, sie heulten bloß; nachher aber hörte ich, sie sängen ein Lied in ihrer Guineasprache, das auf Deutsch also lautet:

Fern von meinem Vaterlande
Muß ich hier verschmachten und vergehn,
Ohne Trost, in Müh' und Schande!
O die weißen Männer, klug und schön! —
Und ich habe doch den Männern ohn' Erbarmen
Nichts gethan! —
Du im Himmel, hilf mir armen
Schwarzen Mann!

IX.

Kingston, den 13ten Dezember 1778.

Heute, Sonntags, ging ich in die Englische Kirche. Ich war schon um 9 Uhr da; aber weil die Kirche erst um 10 Uhr anging, so wandelte ich indeß auf dem Kirchhof umher, und las die Aufschriften der Leichensteine.

Der Kirchhof ist mit einer Mauer von gebackenen rothen Steinen umgeben. Die Leichensteine sind fast alle von Alabaster oder Marmor überaus schön gearbeitet, und die Schrift vergoldet.

Ich las in dieser Stunde wol über funfzig Leichensteine; aber wie erschrak ich, unter allen diesen Todten nur einen einzigen 52jährigen zu finden! Höher an Alter

fand ich gar keinen; dagegen aber waren die meisten zwischen 20 und 36 Jahren gestorben. Da lag ein Advokat, alt 26 Jahr. Da lag ein Kaufmann, alt 29 Jahr. Da lag ein anderer, alt 24 Jahr. Da lag eine ganze Familie; der Vater war 38, die Mutter 39, der älteste Sohn 17, der jüngste Sohn 11, die eine Tochter 13, und die andere 9 Jahr alt geworden; und alle diese waren in Zeit von 5 Jahren gestorben.

O, die bösen, garstigen, ungesunden Zuckerinseln! Wenn ich doch bald wieder weg wäre! Hier heißt es: unser Leben währet 30 Jahr; wenns hoch kommt, so sinds 40. Das macht die Hitze, das macht das lange Regenwetter, das macht der Rum, das macht das liederliche Leben. — So ist es in Nordamerika nicht. Da las ich zu Amboy in der Provinz Jersey einen Leichenstein, auf dem stand: Hier liegt begraben die Frau Fähnrichen Robins; sie wurde 83 Jahr alt, und blieb munter bis an ihr seliges Ende.

Ich war noch nicht mit allen Leichensteinen fertig, siehe, da schlug es 10 Uhr, und gleich wurde mit einer kleinen Glocke zur Kirche geläutet. Auf vieles Geläute halten die Engländer in Nordamerika und Westindien nicht.

Auf einmahl kam eine Menge Kutschen und Kariolen herangerasselt. Alles fuhr; ich glaube, ich war der Einzige, der zu Fuß in die Kirche gekommen war.

Die Kirche ist sehr einfach gebaut, und doch ausnehmend prächtig. Thüren und Fenster werden beim Gottesdienste aufgemacht, damit die Luft durchstreichen kann.

Die Stände sind alle auf dem Grunde; die Kanzel und Orgel sind die einzigen Plätze, die erhöht gebaut sind.

Die Kanzel steht in der Mitte der Kirche; sie ist von herrlichem Magahoniholze gebaut, und mit Ebenholz verziert. Die Treppe zur Kanzel, der Pfarrstuhl, der Altar, die Stände in der Kirche, Alles ist von Mahagoniholz. Die Lehne an der Treppe ist von Eben- und Zedernholz; die Pfeiler, die die Decke über dem Altar halten, sind auch von Ebenholz. Auf das dunkelbraune glänzende Mahagoni sind die zehn Gebote Gottes und die Glaubensartikel mit goldenen Buchstaben geschrieben. Neben dem Altar liegen zwei große rothatlassene Kissen, worauf der Prediger kniet, wenn er das Kirchengebet und die Glaubensartikel verliest.

Wie nun der größte Theil der Versammlung beisammen war, spielte die Orgel eine gar vortreffliche Arie. Als diese zu Ende war, stand die ganze Gemeine ehrerbietig auf, und der Prediger verlas das Kirchengebet und einige Lieder. Nun spielte die Orgel wieder, und der Prediger ging vor den Altar und verlas die Glaubensartikel, welche die ganze Gemeine laut nachsprach. Dann verlas er den Bittgesang (die Litanei), wozu die Gemeine das Amen laut sagte. Es ist eine Freude, anzusehen, wie die Engländer, selbst die rohesten Bootsknechte nicht ausgenommen, beim Gottesdienste so andächtig sind.

Nach allem diesen zeigte der Vorsänger das Lied an, welches sollte gesungen werden; der Prediger aber ging vom Altar hinweg in einen besondern, zugemachten Stand, wo er sich umkleidete.

Nachdem das Lied gesungen war, stieg ein anderer Prediger auf die Kanzel. Noch wurden einige Verse aus einem andern Liede gesungen, und nun erst ging die Predigt an. Der andere Prediger kam aus seinem zugemachten Stande wieder hervor, aber in ganz anderer

Kleidung; jetzt hatte er einen schwarzen Rock, eine weiße Weste, weiße Hosen und weiße Strümpfe an, und setzte sich wieder in den Pfarrstuhl.

Die Predigt dauerte nicht völlig eine Viertelstunde, über die Worte der Bibel: Was soll ich thun, daß ich selig werde? Der Segen wurde auf der Kanzel gesprochen; nun spielte die Orgel wieder, und die Leute gingen auseinander.

In der ganzen Versammlung habe ich doch keinen einzigen Menschen, weder männlichen noch weiblichen Geschlechts, bemerkt, der frisch und gesund ausgesehen hätte. Alle waren gelb und blaß im Gesichte, und ihr ganzer Körper war einer halben Leiche ähnlich. — Ihr armen Leute von Jamaika! Ihr verdient einen Haufen Geld mit eurem Zucker, Kaffee und Mahagoniholz; aber ich beneide euch wahrhaftig nicht. Gesunder Leib ist mehr werth, als ganze Säcke voll Guineen. Lieber wollte ich bei Kartoffeln in Niedersachsen leben, als bei Ananas in Kingston.

X.

Kingston, den 23sten Dezember 1778.

Liebes Vetterchen, ich bin schon Jamaika's herzlich müde. Ich mag kein Zuckerwerk, keine Chokolade, keine Ananas mehr; ein Stück Deutsches oder Nordamerikanisches schwarzes, hausbacken Brot möchte ich; o, wer mir übermorgen eins zum heil. Krist verehrte! Aber solches Brot hat der reichste Mann auf Jamaika jetzt nicht.

Wie ich zuerst hieher kam, da ging es mir wie den Deutschen Handwerksburschen, die sich von den See-

lenverkäufern in Holland nach den Molukken *) narren lassen. Wenn die den Gewürzinseln nahe kommen und, noch einige Meilen davon ab, die Nase voll Nelken- und Muskatgeruch kriegen, da meinen sie, sie seien im Himmelreiche. Jedoch kaum sind sie acht Tage da, so jammern sie nach einem Stück Schinken und Pumpernickel, und einem Trunk frischen Doppelbiers; aber sie jammern umsonst.

Alles wird mir hier zuwider. Meine schwarzen Brüder dauern mich bis in die Seele hinein, wenn ich sie tagtäglich von weißen oder vielmehr gelben Lumpenkerlen wie Hunde behandeln sehe. Die Hitze ist so arg bei Tage, daß man ersticken möchte; und des Abends darf man auch nicht ausgehn, weil da immer ein böser Wind wehet, der einen auf der Stelle tödten kann. Vorige Woche war ein Sturmwind, wo ich dachte, es würde Kingston wie Port-Royal ergehen; und solche Sturmwinde sollen hier sehr oft sein. So oft ich an den Kirchhof denke, wünsche ich, daß unser Schiff bald wieder geflickt sein möge. — Nein, nein, in dem Lande, wo Zucker und Kaffee und Mahagoni wächst, bleibe ich nicht! Es lebe Deutschland! Es leben alle die Länder, wo Rocken und Weizen und Eichen wachsen!

Schlözer.

Helmuth.

Eine Romanze.

Helmuth war ein Friedenstörer,
Zankt', und that nie seine Pflicht,

---

*) Die Molukken sind Inseln in Ostindien.

Machte seinem guten Lehrer
Viel Verdruß, und folgte nicht.
Warnte dieser ihn, so dachte
Helmuth: sprich du nur! — und lachte.

Widerspänstig war er, träge
In der Zeit des Unterrichts;
Gut' und harte Worte, Schläge,
Denkt! selbst Schläge halfen nichts.
Helmuth ward indessen größer;
Aber leider! nur nicht besser,

Ward vielmehr noch immer schlimmer.
Einst, nach einem bösen Streich,
Sprach sein Lehrer: Er kommt nimmer-
Mehr auf einen grünen Zweig!
Wenn ich lang' im Grabe schlafe,
Trifft ihn, denk' er dran! die Strafe.

Jetzt noch bitt' ich ihn mit Thränen:
Helmuth, bessr' er sich! denn, ach!
Schwere Strafen folgen Denen,
Die sich Lastern weihen, nach! —
Statt erschreckt zurückzuschaudern,
Denkt er: Laß den Murrkopf plaudern!

Jahre sind indeß verflossen,
Und der Lehrer lebt nicht mehr;
Helmuth streift, mit den Genossen
Seiner Streich', im Wald' umher,
Und beklettert Eich' und Buchen,
Vogelnester aufzusuchen.

Diesem Waghals war der Gipfel
Eines Eichbaums nicht zu hoch;
Er hinan, daß Zweig und Wipfel
Sich von seiner Schwere bog:
Heda! Seht, hier steh' ich, Brüder,
Rief er von der Eiche nieder.

Sprach nicht unser Lehrer immer,
Spielt' ich irgend einen Streich,
Helmuth! Helmuth! er kommt nimmer-
Mehr auf einen grünen Zweig?
Jetzo brächt' ich ihn zum Schweigen,
Säh' er hier mich auf den Zweigen,

Und befinde mich ganz munter! —
Als er spottend noch so sprach,
Knack! da brach's, und er herunter,
Daß er Hals und Beine brach.
Einen Todesschreck empfanden
Alle, welche unten standen.

Ungenannter.

Der junge Adler.

Auf einem hohen Felsen hatten
Zwei Adler ihre junge Brut;
Das Weib beschützte mit dem Gatten
Sie sorgsam vor der Stürme Wuth.
Einst sahn die naseweisen Gäste —
Sie wuchsen nachgerad' heran —
Mit langen Hälsen aus dem Neste
Die Thäler unten lüstern an;

Die Alten fürchteten Gefahr, und zogen
Sie sorgsam in das Nest zurück.
Als aber Beid' einmahl nach Futter flogen,
So wagt' ein Junger doch sein Glück.
Er flattert nach dem nächsten Hügel,
Doch er erreicht ihn nicht, denn ach!
Die noch ganz unversuchten Flügel
Sind dem gewagten Flug zu schwach.
Er stürzt, und fällt die Brust sich morsch entzwei.
Die Mutter ist nicht weit; sie hört das Klaggeschrei,
Und fliegt mit Mutterangst herbei;
Doch schon verstummen seine Klagen;
Er öffnet nur, des Lebens halb beraubt,
Den Schnabel noch, als woll' er sagen:
Ihr Alten, hätt' ich euch geglaubt,
So wär' ich jetzt nicht so zerschlagen,
Und färbte nicht die Erde roth. —
Sie wollt' ihn drauf zum Neste tragen;
Allein jetzt war der Arme todt.

Was will dies Fabelchen wohl sagen?

Ungenannter.

Ein Geschichtsumstand

für junge Edelleute.

Ich habe euch, meine jungen Freunde, im dritten Theile der Entdeckung von Amerika erzählt, was für harten Prüfungen bei den Peruanern die Söhne der Edeln ausgesetzt wurden, bevor man sie selbst für edel erklärte. Hier habt ihr eine Geschichtsnachricht von einem

andern sogenannten wilden Volke, bei dem die Kinder der Edeln gleichfalls erst beweisen mußten, daß sie wirklich edler, als andere Menschen, seien, wenn sie unter die Zahl der Edelleute wollten aufgenommen werden.

Auch bei den alten Kanariern, oder den ehemaligen Bewohnern der Kanarischen Inseln, wurde der Adel nicht durch die bloße Geburt vom Vater auf den Sohn fortgepflanzt; sondern der Sohn, welcher auf diesen Vorzug Anspruch machen wollte, mußte ihn erst verdienen. Wodurch? das wird aus folgender Erzählung erhellen.

Das Recht, langes Haar zu tragen, war bei diesem Volke das äußere Kennzeichen eines Edelmanns. Wenn nun der Sohn eines Edeln ein gewisses Alter erreicht hatte, ließ er sein Haar lang wachsen; und sobald er sich stark genug fühlte, die Beschwerlichkeiten des Kriegs zu ertragen, ging er zu dem Faikag, oder dem Oberhaupte des Volks, und sagte: ich bin der und der, der Sohn des und des Edelmanns, und begehre, auch geadelt zu werden.

Hierauf ging der Faikag in das Dorf, wo der Jüngling erzogen war, versammelte daselbst alle Edeln und andere Einwohner, und ließ sie bei dem Akoran, ihrem Gotte, feierlich schwören, daß sie ihm in Betracht dieses Jünglings die Wahrheit sagen wollten. Dann legte er ihnen unter mehren Fragen besonders folgende vor:

1) Ob ihnen bekannt sei, daß der Jüngling jemahls Etwas gethan habe, was nach den Sitten ihres Landes für unanständig gehalten werde?

2) Ob er in Friedenszeiten durch Gewalt oder List einem Andern jemahls das Seinige entwandt habe?

3) Ob er sich irgend unfreundlich gegen Geringere oder Solche, welchen er befehlen konnte, betragen habe?

4) Ob er schmähsüchtig gegen Diejenigen gewesen sei, welchen er nicht zu befehlen habe?

5) Ob er sich überhaupt jemahls eines ungebührlichen Betragens, besonders gegen Schwächere, schuldig gemacht habe?

Wenn nun diese und ähnliche Fragen mit Nein beantwortet wurden, so erklärte er den Sprößling für eben so edel, als den Stamm.

Konnten hingegen die Anwesenden ihm irgend etwas von Dem, was der Faikag gefragt hatte, mit Wahrheit zur Last legen, so schor der Faikag, statt ihn für edel zu erklären, ihm den Kopf ganz kahl, und schickte ihn mit Schimpf und Schande weg. Dann war er des Adels auf immer unfähig, und wurde lebenslang unter das gemeine Volk gezählt.

Kinder der Edlen, die ihr diese Geschichte leset, vergeßt nicht, euch dabei zu prüfen, ob ihr für euer eigenes Haar, wenn ihr damahls unter diesem Volke wäret geboren worden, wol nichts zu besorgen gehabt hättet? Wisset zugleich, daß auch bei uns der unedle Sohn, oder die unedle Tochter eines Edelmanns zwar nicht durch geschorne Platten, aber durch Etwas, welches noch schlimmer ist, durch die Verachtung aller guten und verständigen Menschen gebrandmarkt wird. E.

Erfindung des Kaffeegetränks.

In Arabien gerieth eine Herde Ziegen (Andere sagen Kameele) in eine mit Kaffeepflanzen bewachsene Gegend, und fraß mit großer Begierde die reifen Bohnen.

Hiedurch wurden die Thiere so munter und lustig, daß sie herumhüpften und keins davon ein Auge zuthat.

Der Hirt benachrichtigte am folgenden Tage den Vorsteher des Klosters, dem die Ziegen zugehörten, von dieser sonderbaren Begebenheit.

Dieser untersuchte die Weide des Viehes, und glaubte, daß die Kaffeebohnen die Wirkung verursacht hätten. Er machte daher einen Versuch, ob er mit einem Getränke von diesen Bohnen einigen seiner Mönche, welche oft die Messe verschliefen, den Schlaf mindern könnte.

Dieser Versuch gelang, denn da der Kaffee das Geblüt in Wallung bringt, und den Nerven eine unnatürliche Spannung giebt, so vertreibt er dadurch die Neigung zum Schlaf; aber er schadet auch eben dadurch unserer Gesundheit.

Aus diesem Kloster verbreitete sich der Gebrauch des neuerfundenen Getränks durch die ganze Türkei, und aus dieser durch alle andere Länder.

Man sagt, daß die Türkischen Kaffeehändler des ersten Erfinders dieses Getränks, des Ziegenhirten Aidrus und des Klostervorstehers Schiadli, noch jetzt in ihrem täglichen Gebete gedenken, weil sie die Urheber eines Handels sind, dem sie ihren Unterhalt zu verdanken haben.

Ein Lied,

zu singen, wenn ein Wechselzahn soll ausgezogen werden.

Die Mutter.

Wir ziehn nun unsern Zahn heraus,
  Sonst thut der Schelm uns Schaden;
Und sei nicht bange, kleine Maus!
  Gleich hängt er hier am Faden.

Die Schwestern und Brüder und der Vater.

Chor.

Der Zahn, der Zahn, der muß heraus,
Sonst thut der Schelm nur Schaden.

Die Mutter.

Ei seht, sie macht die Nase kraus,
Und fürchtet meinen Faden!
Hilft nicht; der Zahn, der muß heraus,
Und dann kriegt Gustchen Fladen.

Chor.

Der Zahn, der Zahn, der muß heraus,
Und dann kriegt Gustchen Fladen.

Die Mutter.

So recht, so recht, du liebe Maus!
Nun ist er fest, der Faden,
Und — nun ist auch der Zahn heraus,
Und soll dir nicht mehr schaden.

Chor.

Der Zahn, der Zahn, der ist heraus;
Da hängt er an dem Faden!

Seele.

Vater.

Was hast du da, liebes Karolinchen?

Karolinchen.

Eine gelbe Blume.

Vater.

Woher weißt du denn, daß die Blume gelb ist?

Karolinchen.

Ich sehe es.

Vater.

Woher weißt du denn, daß ich mit dir rede?

Karolinchen.

Ich höre es.

Vater.

Womit siehst du denn?

Karolinchen.

Mit meinen Augen.

Vater.

Aber womit hörst du?

Karolinchen.

Mit meinen Ohren.

Vater.

Koste einmahl das, und nun sage mir, was es ist?

Karolinchen.

Das ist Zucker.

Vater.

Woher weißt du das? Es hat dir's ja Niemand gesagt.

Karolinchen.

Ich schmecke es.

Vater.

Womit schmeckst du denn?

Karolinchen.

Mit meiner Zunge.

Vater.

Jetzt kommt Jemand die Treppe herauf; wer mag das wol sein?

Karolinchen.

Es wird wol mein Bruder Karl sein.

Vater.

Woher willst du nun wissen, daß es dein Bruder Karl ist?

Karolinchen.

Ich denke es.

Vater.

Du sprichst: ich denke es. Womit denkst du denn? Etwa mit deinen Augen?

Karolinchen.

Nein.

Vater.

Oder mit den Ohren?

Karolinchen.

Nein.

Vater.

Nun, womit denn?

Karolinchen.

Mit dem Kopfe.

Vater.

Aber Augen und Ohren sind ja am Kopfe; zudem besteht dein Kopf aus eben solchen Stücken, wie dein ganzer übriger Leib — aus Knochen, Haut, Blut, Mark und dergleichen. Welches von diesen Stücken soll denn denken können?

Karolinchen.

Keins von den allen.

Vater.

Ja nun, so sage mir doch, was das ist, womit du denkst; sonst glaube ich gar nicht, daß du denkst.

Karolinchen.

Lieber Vater, ich weiß es; aber ich weiß nicht, **womit** ich denke.

Vater.

Nun, so will ich dir es sagen: es ist die **Seele**.

Karolinchen.

Was ist das, die Seele?

Vater.

Das ist etwas Lebendiges in dir, das du zwar nicht siehst, das auch weder in deinem Kopfe, noch in deinem Leibe, noch sonst irgendwo sitzt oder liegt, das aber macht, daß dein ganzer Leib lebendig ist. Denn du magst thun, was du willst, so thut es nicht dein Leib, sondern deine Seele. Der Leib für sich allein kann gar nichts thun; er ist nur das Werkzeug, welches die Seele gebraucht, wenn sie etwas thun will.

Karolinchen.

Ich bitte um Vergebung: was ist denn ein Werkzeug? Ich dächte, das Wort hätte ich in meinem Leben noch nicht gehört.

Vater.

Werkzeug nenne ich die Sache, womit ich etwas thue; z. B. wenn ich schreibe, so gebrauche ich dazu die Feder; also ist die Feder mein Werkzeug, nämlich das Ding, womit ich schreibe. Wenn du Brot schneiden willst, gebrauchst du dazu etwas?

Karolinchen.

Ja, ein Messer.

Vater.

Also ist das Messer dein Werkzeug. Du schneidest, aber das Messer ist das Werkzeug, **womit** du schneidest; und so wirst du nun verstehen, was das heißt, wenn ich spreche: der Leib ist das Werkzeug der Seele, nämlich, wenn du etwas hörest, so hört eigentlich deine Seele, aber das Ohr ist das Werkzeug, **womit** sie hört; wenn du etwas siehest, so sieht es deine Seele, aber das Auge ist das Werkzeug, **womit** sie sieht, u. s. w.

Wenn du aber sprichst: ich denke das, oder ich will das, oder ich weiß das, oder ich verstehe das — dabei

hat dein Leib gar nichts zu thun, sondern die Seele kann das Alles für sich allein.

Lerne also, daß zu einem Menschen nicht bloß die Stücke gehören, die du siehst, dieser Kopf und dieser Rumpf und diese Glieder, sondern auch eine Seele, welche macht, daß diese Theile leben. C.

Das Scharadenspiel *).

Lotte.

Vater, ich habe wieder eine Scharade gemacht; willst du sie errathen?

Vater.

Wenn ich kann. — Aber hört, Kinder, mir fällt etwas ein. Das bloße Scharadenmachen, und das bloße Errathen derselben, werden wir bald müde werden.

Heinrich.

Ich hab's schon herzlich satt.

Vater.

Wie also, wenn wir etwas mehr Mannichfaltigkeit hineinzubringen suchten, damit es noch ein wenig unterhaltender würde?

Lotte.

Wie meinst du das, Vater?

Vater.

Ich meine — wenn wir es etwa so machten: Jeder von uns legte, so wie die Reihe an ihn käme, eine von ihm erdachte Scharade seinem Nachbar vor, und der Nachbar suchte sie zu errathen. Könnte er das nicht, so müßte er uns, zur Schadloshaltung für unsere getäuschte

---

*) Kinder, welche noch nicht wissen, was Scharaden sind, werden es erfahren, wenn sie weiter lesen.

Erwartung, irgend eine kleine Geschichte, aber, wohlverstanden, ohne alles Stottern, erzählen. Für jeden Anstoß gäbe er uns ein Pfand.

Ferdinand.

O, das wird hübsch gehen!

Vater.

Noch nicht Alles! — Träfe hingegen der Nachbar die Auflösung, so erzählte der Verfasser der Scharade ein solches Geschichtchen, und gäbe gleichfalls ein Pfand, so oft er zu stottern sich erlaubte.

Lotte.

Gut! ich fange an.

Vater.

Nicht zu eilig, Töchterchen! Ich habe noch etwas hinzuzufügen. Damit wir Andern nun unterdeß nicht so ganz müßig da sitzen mögen, so soll Jeder von uns über das Wort, welches die Auflösung ausmacht, irgend etwas Merkwürdiges sagen, entweder aus der Geschichte, oder aus der Erdbeschreibung, oder aus der Naturgeschichte.

Heinrich.

Das möchte wol selten angehn; oder wir müßten recht eigentlich solche Wörter aussuchen, worüber sich so etwas sagen läßt.

Vater.

Was hindert uns, das zu thun? Aber gesetzt, es ließe sich nichts von der Art anbringen, so soll wenigstens Jeder von euch gehalten sein, einige Fragen über einen solchen Gegenstand zu beantworten, die ich selbst in dem Falle vorlegen werde.

Ferdinand.

Und wer die nicht beantworten kann, der giebt auch ein Pfand; nicht wahr, Vater?

Vater.

Richtig!

Lotte.

Was wollen wir denn aber mit den Pfändern machen?

Vater.

Die wollen wir am Ende einlösen; und ich will immer sagen, was Der thun soll, dem das Pfand gehört. — Nun, ists euch so recht?

Alle.

Ja!

Vater.

So fange an, Lotte, dein Nachbar Ferdinand wird rathen.

Lotte.

Die erste Silbe ist die Benennung eines Buchstabens in unserm Deutschen Abece, die zweite bedeutet eine Meerenge, und das Ganze zeigt Etwas an, ohne welches man nicht recht vergnügt sein kann. Was ist das, Ferdinand?

Ferdinand.

Ho! ho! das ist schwer. Aber wartet ein Bißchen! — Es ist — nein, das war nichts! — I, das verzweifelte Wort! Wo mags doch stecken? — (Nach einer Pause.) Nein, das errathe ich nimmermehr. — Eine Meerenge? — Gibraltar — Calais — Sund — ho! ho! ich hab's, ich hab's! — Gesund!

Vater.

Brav, Ferdinand! das war gut gerathen. Also deine Geschichte, Lotte!

Lotte.

Es braucht doch wol keine lange zu sein?

Vater.

Ganz und gar nicht; wenns nur eine gute ist.

Lotte.

O, ich weiß eine rechte hübsche von der kleinen hochmüthigen Angelika! Aber ich muß erst ein Bißchen darauf denken, sonst möchte ich stottern —

Nun, es war einmahl ein kleines Fräulein, oder eine kleine Gräfinn, ich weiß selbst nicht, die hieß Angelika.

Ferdinand.

So wird sie ja wol von Angelika geheißen haben?

Lotte.

Nein, um Verzeihung! Angelika war ihr Vorname.

Das war eine kleine Person, die eine große Närrinn war; warum? das will ich euch erzählen.

Das alberne kleine Ding bildete sich ein, daß sie besser sei, als andere Menschen, weil sie besser als Andere gekleidet ging, und weil ihr Vater ein reicher Mann und ein Baron oder ein Graf war.

Deßwegen verachtete sie nun andere Leute gegen sich, besonders die armen Bedienten ih — ihres Vaters, welchen sie oft recht grob begegnete.

Ferdinand.

Ein Pfand, Lotte! hast gestottert.

Lotte.

Das ist doch verzweifelt! Ich habe mich so in Acht genommen! Da ist meine Nadelbüchse.

Vater.

Gut, nun weiter!

Lotte.

Eines Tages speiseten ihre Aeltern auf einem Schlosse, welches nicht gar weit von ihrer Wohnung lag; und des Abends sollte ein Ball da sein, und zu dem Balle war Angelika auch gebeten.

Sie legte also ihren besten Putz an, und war aufgesetzt — o, man kann nicht schöner!

Ferdinand.

Wie alt war sie denn schon?

Lotte.

Ich glaube, sie war im zwölften Jahre.

Ferdinand.

Dann hätte sie auch noch wol mit abgeschnittenen Haaren gehen können, wie wir!

Lotte.

Ja, du hörst aber wol, daß sie eine Närrinn war, und die Närrinnen gehen ja lieber aufgesetzt, als so!

Ferdinand.

Meinethalben!

Lotte.

Ehe sie in die Kutsche stieg, sagte sie dem Kutscher und den Bedienten erst noch einige Grobheiten, weil man sie zu lange hatte warten lassen; und nun ging's fort, hop! hop! über Stock und Block.

Anfangs ging Alles gut; aber nun kam ein schlimmer Weg, der sehr kothig war und viel Löcher hatte. Da wollte der Kutscher langsamer fahren.

Aber Angelika rief ihm zu: was das Zaudern solle? Ob er wol zufahren wolle?

Der Kutscher fuhr zu, und krack! da lag das eine Rad im Loche und war zerbrochen. Die eine Kutschenthür sprang zu gleicher Zeit auf, die schöne, geputzte Angelika stürzte hinaus, und fiel der Länge nach in tiefen Koth.

Vater.

Wohl bekomms! Da konnte sie sich an das Sprichwort erinnern: Hochmuth kommt vor dem Falle.

Lotte.

O, das ist noch nicht Alles! — Nun rief sie, was sie rufen konnte: Helft, Jakob! helft, Johann! Aber Jo-

hann und Jakob, welche wohl merkten, daß sie keinen Schaden gelitten hatte, schienen sich nur um den Wagen zu bekümmern, und ließen sie ruhig liegen.

Nun fing sie an zu bitten und zu flehen: Ach, lieber, bester Jakob! ach, mein Herzensjohann, helft mir doch; ich bitte euch gar zu sehr!

O, sagten hierauf Beide, wenn Sie uns so kommen, wer könnte Ihnen dann etwas abschlagen? Und gleich sprangen sie hinzu, und zogen sie heraus.

Aber wie sie nun aussah! Ihr schöner Haarputz, ihr schönes Kleid, ihre schönen, goldgestickten Schuhe — Alles war mit Koth bedeckt, und am Gesicht und an den Händen sah sie auch wie ein Mohr aus.

Nun bat sie, man möge sie doch wieder nach Hause fahren, damit sie sich erst anders ankleiden könne; aber der Kutscher zeigte ihr das zerbrochene Rad, und sie mußte sich bequemen, sich dem Bedienten auf den Rücken zu setzen, und sich, so wie sie war, nach dem Schlosse tragen zu lassen, wo der Ball gegeben werden sollte.

Als sie nun da ankam, und die Leute, die ihren Hochmuth kannten, sie in dem abscheulichen Aufzuge erblickten, Himmel! wie sie da lachten! Man konnte es Allen recht ansehn, daß sie bei sich selbst dachten: gut, daß du für deinen Hochmuth einmahl gezüchtiget worden bist!

Angelika seufzte und weinte, und nahm sich fest vor, künftig keine Närrinn mehr zu sein, und auf ihre schönen Kleider und auf ihres Vaters Geld sich nichts mehr einzubilden.

Ferdinand.

Ob sies auch gehalten hat?

Lotte.

Ja, weiter geht meine Geschichte nicht; ich glaube

es aber wol; denn nun hatte sie ja gesehen, was bei dem Hochmuthe herauskommt.

Vater.

In zweifelhaften Fällen muß man immer das Beste von Andern denken; wir wollen also hoffen, daß sie ihren Vorsatz wirklich in Erfüllung gebracht habe. — Nun, Ferdinand, was weißt du uns über das Wort, welches du gerathen hast, zu sagen?

Ferdinand.

Von der einen Silbe desselben weiß ich, daß der Sund eine Meerenge zwischen der Dänischen Insel Seeland und der Schwedischen Landschaft Schonen ist, wodurch die Nordsee mit der Ostsee zusammenhängt.

Heinrich.

Und ich weiß, wie viel der Sund dem Könige von Dänemark jährlich einbringt.

Lotte.

Wie kann denn eine Meerenge etwas einbringen?

Heinrich.

Du mußt wissen, Töchterchen, daß die Schiffe für die Erlaubniß, da durchzufahren, etwas bezahlen müssen. Das nennt man Zoll geben.

Lotte.

Kann denn der König von Dänemark ihnen wehren, da durchzufahren?

Heinrich.

O ja! Er hat da dicht an der Meerenge eine Stadt, Helsingör genannt, und bei der Stadt eine hübsche Festung, Kronenburg, worauf viele Kanonen stehen; und da müssen die Schiffe alle vorbei, und mit den Kanonen könnte er sie alle in Grund schießen lassen.

Lotte.

O weh! — Na, wie viel bringt denn das dem Könige ein?

Heinrich.

Im Durchschnitt ungefähr zweimahl hundert tausend Thaler.

Lotte.

Daß dich! Ich wollte, daß wir hier auch so einen Sund hätten. — Nun muß Vater noch etwas sagen.

Vater.

Wollt ihr wissen, wie viel Schiffe im vorigen Jahre durch den Sund gegangen sind?

Ferdinand.

Nun?

Vater.

Elf tausend ein hundert und sechzig.

Ferdinand.

Potz tausend! das ist ja viel! — Ist nun nicht die Reihe an mir, etwas aufzugeben?

Vater.

Ja, und ich errathe.

Ferdinand.

Es ist ein zweisilbiges Wort: die erste Silbe bedeutet eine häßliche Eigenschaft an Menschen, Thieren und leblosen Dingen; die zweite ist ein Name, der allen lebendigen Geschöpfen, die auf der Erde sind, zukommt; und das Ganze bedeutet ein ausländisches Thier.

Vater.

Die zweite Silbe habe ich schon; die muß Thier sein; aber was denn für ein Thier? Maulthier? Nicht doch! Maul ist ja keine häßliche Eigenschaft. Rennthier? auch nicht. Nun, was denn für eins? — Aber ich mag mir den Kopf zerbrechen, so lange ich will, ich finde keinen Thiernamen, dessen erste Silbe sich mit einer schlechten Eigenschaft anfinge. Ferdinand, ich ergebe mich!

Alle.

Ah, ein Pfand! ein Pfand! Faulthier, Faulthier heißts!

Vater (sich vor die Stirn schlagend).

Sieh! ich Dummkopf! — Da habt ihr meine Dose. — Also wäre denn die Reihe zu erzählen an mir!

Lotte.

Allerdings! aber recht was Hübsches, Väterchen, was wir noch nicht wissen; hörst du?

Vater.

Ich will sehn, wie ichs mache.

Ein muntres Eichhörnchen sprang von Baum zu Baum, um Buchnüsse auf den Winter einzusammeln.

Ein Faulthier sah es springen und sagte: Hilf Himmel, wie kann man so ein unruhiges Leben führen? Glaube mir, junger Wildfang, man muß seine Kräfte schonen, wenn man so alt werden will, als ich!

Und wie alt, fragte das Eichhörnchen, sind denn Ew. Wohlweisheit schon?

Ich zähle, antwortete jenes, meine vollen funfzehn Jahre schon.

Das wäre! Und was haben Ew. Gemächlichkeit in diesen vollen funfzehn Jahren denn gethan?

Ich bin, erwiederte das Faulthier, in meinem Leben wol auf hundert Schritte weit in die Runde gekommen; ich kletterte in jedem Jahre wol auf zehn Bäume, und stieg nach und nach von allen wieder auf die Erde.

Und außerdem?

Habe ich hübsch ausgeruhet, um neue Kräfte zu neuen Arbeiten zu gewinnen. Dafür bin ich nun auch so rüstig! Wenn du nur drei Tage hier bleiben wolltest, so solltest du sehen, daß ich in dieser kurzen Zeit von dem Zweige, worauf du mich jetzt siehst, bis zur Erde hinabsteigen kann.

Das Eichhörnchen, welches unterdeß wol zehnmahl von einem Baume auf den andern gesprungen war, warf einen verächtlichen Blick auf den alten Faulenzer, und sprach:

Was du in funfzehn Jahren gethan hast, das thue ich alle Tage mehr als einmahl, in funfzehn Minuten. Ich lebe also täglich in einer Stunde mehr, als du in deinem ganzen faulen Leben gelebt hast. Denn lerne, du Träger! leben heißt nicht Athem holen, sondern wirksam sein. Und damit hüpfte es wieder von dannen.

Alle.

O ich! ich! ich!

Vater.

Nach der Reihe! Ferdinand fängt an.

Ferdinand.

Ich weiß, daß es so groß als ein Fuchs ist, einen kleinen Kopf, kleine Augen und ein ganz kleines Schwänzchen hat.

Lotte.

Und ich, daß es so faul ist, daß es einige Tage gebraucht, um auf einen Baum zu kriechen, und lieber wieder herabfällt, als daß es sich die Mühe nähme, hinunterzukriechen.

Heinrich.

Und ich, daß es von Baumblättern lebt und zum Glück gar nicht zu saufen braucht, weil es sonst zehnmahl eher vor Durst umkommen würde, als es eine Quelle erreichte.

Vater.

Und ich, daß sein Vaterland Amerika, besonders Brasilien ist, wo man es Ai nennt, weil es beständig so zu schreien pflegt. Es giebt aber auch dergleichen in Asien, z. B. in Kamtschatka.

Lotte.

Das ging gut; wenn wir nur immer so viel zu sagen wüßten! — Nun, Vater, ist die Reihe an dir.

Vater.

Es ist ein dreisilbiges Wort; die beiden ersten Silben bedeuten ein Element, die dritte einen ansehnlichen Theil der Oberfläche unserer Erde, das Ganze eine Insel. — Nun, Heinrich, was ist das?

Heinrich.

Gleich, gleich! Ich bin schon auf der Spur. Land — Wasserland — Luftland — Feuerland — ach! ich hab's! Feuerland!

Vater.

Richtig! O weh mir armen Koridon! Da muß ich ja schon wieder erzählen! Nun, ich will gleich bei unserm Worte stehen bleiben, und euch etwas von dem sogenannten Feuerlande sagen.

Es ist, wie ihr wißt, eine Insel, und liegt unter dem festen Lande von Südamerika. Es wird das Feuerland genannt, weil zu der Zeit, da man es entdeckte, feuerspeiende Berge darauf waren, welche jetzt wol nicht mehr im Gange sein müssen, weil in den neuesten Reisebeschreibungen ihrer nicht mehr erwähnt wird.

Das Klima ist eins der rauhesten und unfreundlichsten in der Welt. Erinnert ihr euch noch an die Geschichte von Banks und Solander, die ich euch einmahl erzählt habe?

Ferdinand.

Ach, ja! die einmahl vor Kälte beinahe umkamen, da sie hier mitten im Sommer ans Land gestiegen waren.

Vater.

Richtig! Daraus könnt ihr schließen, wie es da im Winter erst aussehen muß!

Die Einwohner dieses Landes sind die armseligsten, erbärmlichsten Geschöpfe von der Welt. Sie haben noch nicht so viel Verstand, als dazu gehört, sich eine ordentliche Hütte zu bauen und ihren Leib durch eine vollständige Bedeckung vor der grimmigen Kälte zu schützen. Ein altes Seehundsfell, um die Schulter geschlagen, ist ihre ganze Bekleidung, und ein wenig zusammengestelltes Gesträuch ihre ganze Wohnung. Und das unter einem solchen Himmel!

Dahingegen sind sie aber auch tausendmahl härter und unempfindlicher, als wir andern Europäischen Weichlinge. Sie machen sich nichts daraus, nackt und bloß im Schnee umherzulaufen, und wenn das Meer ihnen einen faulen Fisch oder Seehund zuwirft, so sind alle ihre Bedürfnisse befriedigt.

Ein Reisender *) sagt von ihnen: die Leute, die wir hier sahn, kamen in ihrer Gestalt und ihrem ganzen Betragen den Thieren näher, als andere Wilde, die uns jemahls vorgekommen waren. Sie waren nackt, und bloß mit einer Seekalbshaut über die Schulter bedeckt. Ihre Speisen, welche kein anderes Thier, als etwa ein Schwein, berühren würde, aßen sie ohne alle Zubereitung. Sie hatten ein großes Stück von einem thranigen, wallfischartigen Fische bei sich, welches einen unausstehlichen Gestank von sich gab. Einer von ihnen zerriß dasselbe mit den Zähnen, und theilte den übrigen davon mit, die es mit der Gierigkeit eines wilden Thieres hinunterschluckten.

Von andern Wilden aus eben dieser Weltgegend erzählt der nämliche Reisende folgende lächerliche Anekdote:

Ich bewog einige derselben, wiewol mit Mühe, bei

*) Byron.

uns an Bord zu kommen. Sobald sie dies gethan hatten, machte ich ihnen einige Geschenke, und in kurzer Zeit schienen sie vollkommen ruhig und unbesorgt zu sein.

Um ihnen eine Unterhaltung zu verschaffen, spielte einer unserer Matrosen auf der Geige, und einige Andere fingen an zu tanzen. Darüber wurden sie so entzückt und so begierig, ihre Dankbarkeit an den Tag zu legen, daß Einer von ihnen in den Nachen sprang, einen Beutel mit rother Farbe holte, und des Geigers Angesicht sehr emsig damit zu beschmieren anfing.

Er wollte ebendieselbe Höflichkeit auch mir erweisen; und da er meine Weigerung, sie anzunehmen, für Blödigkeit hielt, so hatte ich die größte Mühe von der Welt, diese mir zugedachte Ehre abzulehnen. —

Nun, so viel mag für diesmahl genug sein, weil wir sonst nicht fertig werden würden. — Jetzt laßt uns hören, was ihr dabei anzumerken habt.

Ferdinand.

Ja, Vater hat schon alles Merkwürdige davon erzählt; was können wir nun noch davon wissen?

Vater.

Gut, so will ich euch fragen. — Heinrich, wer hat wol das Feuerland entdeckt?

Heinrich.

In der That, das weiß ich nicht!

Vater.

Also ein Pfand; und dann sollst du sehen, daß du es doch gewußt hast.

Heinrich.

Nun, das wäre doch sonderbar, wenn ich etwas wüßte, ohne es zu wissen! Hier ist meine Uhr.

Vater.

Sage mir doch, wer hat die Magellanische Meerenge entdeckt?

Heinrich.

Magellan, der auch zuerst durch dieselbe hindurch, und über das Südmeer nach Ostindien fuhr.

Vater.

Von was für zwei Ländern wird denn die Magellanische Meerenge eingeschlossen?

Heinrich.

Gegen Norden von der untersten Spitze von Amerika, und gegen Süden — sieh, ich Schafskopf! — von dem Feuerlande.

Vater.

Konnte er also die Meerenge entdecken, konnte er durch sie hinsegeln, ohne das Land, welches sie einschließt, zugleich mit zu entdecken? Du siehst, daß ich wahr sagte. — Nun, Lotte, weißt du mir ein merkwürdiges Vorgebirge auf dem Feuerlande zu nennen, welches die äußerste Spitze desselben gegen Süden ist?

Lotte.

Nein, das habe ich ja mein Tage noch nicht gehört!

Vater.

Nun, so sollst du es jetzt hören, aber auch ein Pfand geben. — Es heißt das Kap Horn. Ihr müßt auf diesen Namen merken, denn er kommt oft in Reisebeschreibungen vor, weil man es jetzt für sicherer hält, um dieses Vorgebirge hinum, als durch die gefährliche Meerenge zu schiffen.

Lotte.

Ja, Vater, aber dafür kann ich doch kein Pfand geben, weil ich das noch niemahls gehört hatte!

Vater.

Noch niemahls? Gieb mir doch einmahl deinen Pizarro her. — Was steht denn hier auf der 33sten Seite?

Lotte.

Ja wirklich, du hast es uns schon gesagt! Wie man so was doch ganz wieder vergessen kann! — Nun, hier ist mein Pfand.

Vater.

Jetzt, lieber Ferdinand, möchte ich gern von dir erfahren, in welchem Jahrhunderte Magellan die Meerenge und das daranstoßende Feuerland entdeckte? Gehört hast du es schon; denn ich habe auch dieses Umstandes erwähnt, da ich die Entdeckung von Amerika erzählte.

Ferdinand.

Wann Kolumbus Amerika entdeckte, das weiß ich noch wol; das war im Jahr 1492; aber dies habe ich wirklich vergessen.

Vater.

Also ein Pfand! und Heinrich mag dir aushelfen.

Heinrich.

Es war im Anfange des 16ten Jahrhunderts.

Vater.

Und zwar zu eben der Zeit, da Kortes die Eroberung des Mexikanischen Reiches angefangen hatte. — Nun, Heinrich, laß doch deine Scharade hören.

Heinrich.

Hier ist sie! Es ist ein zweisilbiges Wort; die erste Silbe bedeutet ein Laster, die zweite einen Theil unsers Körpers, und das Ganze einen Menschen, der dem Laster ergeben ist, welches in der ersten Silbe genannt wird. Nun, Lotte?

Lotte.

O, das will ich wol kriegen! Warte nur ein kleines Bißchen. — Ich hab's! Geizhals.

Heinrich.

Getroffen!

Lotte.

Also erzähle!

Heinrich.

Ja, wer nur sogleich etwas wüßte! — Ists auch erlaubt, eine kleine Geschichte in Versen zu erzählen, die ich nicht selbst gemacht habe?

Vater.

Warum das nicht? Nur gut hergesagt!

Heinrich.

Ein Mandarin *) ward wegen Räubereien,
Die Fürsten **) nur sich selbst verzeihen,
Zum Schwert verdammt. Ki-e-fu-en, sein Sohn,
Warf sich vor des Beherrschers Thron,
Und bat um seines Vaters Leben:
Ich weiß, er ist des Todes werth!
Doch mußt du dem Gesetz ein Opfer geben,
Hier ist es; übergieb mich selbst dem Schwert,
Und laß ihn los. — Mit scheinbar strenger Miene
Erwiedert der Monarch: Dein Wunsch sei dir gewährt.
Man führ' ihn auf die Todesbühne! —
Der Jüngling ruft entzückt: Ich küsse deine Hand,
O Kaiser! und springt auf. — Nein, halt! dein Vaterland
Verlör' in dir zu viel; so ruft, und drückt voll Freude
Der Fürst ihn an die Brust. Den Vater schenk' ich dir

---

*) Edelmann in China.

**) Versteht sich, schlechte Fürsten.

Für deine Kindestreue; nimm von mir
Ein ehrenvolles Halsgeschmeide.
Der Sohn ergreift voll Demuth den Talar
Des Kaisers: Herr! erlaß mir diese goldne Bürde,
Die täglich mich daran erinnern würde,
Daß einst mein Vater schuldig war.

Lotte.

O, daß ist eine nette Geschichte!

Vater.

Das ist sie auch; morgen wollen wir hören, wer von euch Beiden sie auswendig weiß, du oder Ferdinand?

Ferdinand.

O, wir wollen sie wol Beide können.

Vater.

Desto besser! — Nun, was wißt ihr mir denn von einem Geizhalse Merkwürdiges zu erzählen?

Alle.

Nichts!

Vater.

Also muß ich euch etwas abfragen. Sage mir, Lotte, ist es wol einerlei: geizig und erwerbsam zu sein?

Lotte.

O, bei Leibe nicht!

Vater.

Haben aber wol nicht Beide etwas mit einander gemein?

Lotte.

Ja, das wol.

Vater.

Und was denn?

Lotte.

Beide bemühen sich, etwas zu erwerben.

Vater.

Richtig! Aber worin sind denn Beide wol verschieden?

Lotte.

Ich weiß es wol, aber ich kann es nur nicht so sagen.

Vater.

Ich kenne zwei Männer. Beide arbeiten aus allen ihren Kräften, um mehr zu erwerben, als sie täglich nöthig haben. Der eine verschließt seinen Ueberfluß in einen Kasten, und giebt seinen armen Anverwandten und seinem nothleidenden Nachbar keinen Pfennig davon ab, wendet auch nichts davon an seine Kinder, um ihnen eine gute Erziehung geben zu lassen. Der andere hingegen gebraucht Das, was er jährlich über hat, theils zur Verbesserung seines Landes und seines Gartens, theils zur Erziehung seiner Kinder, theils zur Unterstützung für solche Arme, die ihm die nächsten sind; und was ihm dann noch übrig bleibt, das legt er auf Zinsen, um einen Nothpfennig für sich zu haben, und um seiner Frau und seinen Kindern eine Versorgung nach seinem Tode zu hinterlassen. Welcher von Beiden ist der Geizige?

Lotte.

Der erste.

Vater.

Kannst du nun vielleicht sagen, worin der Unterschied zwischen Beiden bestehen mag?

Lotte.

Ja, der Geizige gebraucht nicht, was er erwirbt, der Erwerbsame aber wendet es an.

Vater.

Und zu wessen Besten wendet er es an?

Lotte.

Zu seinem eigenen und zu anderer Leute Besten.

Vater.

Also der Geizige ist?

Lotte.

Der immer nur zu erwerben sucht, ohne das Erworbene zu gebrauchen.

Vater.

Und der Erwerbsame?

Lotte.

Der auch zu erwerben sucht, aber das Erworbene zu seinem eigenen und anderer Leute Besten zu gebrauchen weiß.

Vater.

Nun, Ferdinand, gieb du einmahl Acht! Was urtheilst du über einen gewissen Mann, den ich dir jetzt beschreiben will. Dieser Mann hat alle Jahr 1500 Rthlr. einzunehmen. Er gebraucht davon für sich und sein Haus nothwendig 1000 Rthlr., und behält also 500 Rthlr. jährlich übrig.

Zu diesem Manne kam neulich ein Freund mit blassem Gesichte, und sagte: Helft mir, lieber Freund, oder ich bin mit Weib und Kind ohne Rettung verloren. Wie so? fragte der Mann. Ach! antwortete der Freund, ich habe die Unvorsichtigkeit gehabt, aus der königlichen Kasse, die ich führe, neulich 300 Rthlr. zu nehmen, weil ich glaubte, daß mir in einigen Tagen so viel Geld einlaufen würde, daß ich sie wieder hineinlegen könnte. Nun ist mir aber, wider alle meine Erwartung, das gehoffte Geld ausgeblieben, und morgen schon soll ich die königliche Kasse abliefern. Wenn nun die 300 Rthlr. darin fehlen, so wird man mir meine Stelle nehmen, wird mich noch dazu ins Gefängniß setzen, und mein armes Weib und meine armen Kinder werden in das tiefste Elend gerathen. O, erbarmt euch meiner, und

leihet mir die 300 Rthlr. auf ein halbes Jahr! Nach Verlauf dieser Zeit werde ich sie ehrlich erstatten, und ich werde euch zeitlebens verpflichtet bleiben!

Ferdinand.

Nun, da gab er sie ihm doch?

Vater.

Nein! Er läugnete zwar nicht, daß er 500 Rthlr. baar Geld im Hause habe, aber er sagte, davon könne er ihm keinen Heller geben!

Ferdinand.

Fi, über den garstigen Geizhals!

Vater.

Und du, Heinrich, stimmst du in dieses Fi! mit ein?

Heinrich.

Von ganzem Herzen!

Vater.

Dafür sollt ihr mir Beide mit einem Pfande büßen!

Heinrich.

Wofür?

Vater.

Daß ihr einen ehrlichen Mann auf den bloßen Schein verdammt, ohne euch erst die Mühe genommen zu haben, nachzuforschen, ob sein Betragen wirklich so schlecht auch sei, als es beim ersten Anblicke das Ansehn hat.

Ferdinand.

Aber was könnte ihn denn entschuldigen?

Vater.

Dieses: noch vor kurzer Zeit hatte dieser Mann nicht so viel einzunehmen, als er für sich und seine Familie nothwendig gebrauchte; er sah sich also genöthiget, Schulden zu machen, die er zu bezahlen versprach, sobald er in bessere Umstände versetzt werden würde. In diesen Umständen befand er sich jetzt, hatte die 500 Rthlr.

erspart, um sie seinen Gläubigern zu schicken; und nun wolltet ihr von ihm verlangen, daß er, aus mißverstandener Wohlthätigkeit, den größten Theil dieser Summe, die nicht sein war, einem Mann geben sollte, der sich selbst durch ein pflichtwidriges Betragen in Verlegenheit gebracht hatte? Nein, Kinder, Gerechtigkeit geht vor Wohlthätigkeit; und wer Werke der Barmherzigkeit mit fremdem Gelde ausübt, der ist nicht viel besser, als der Räuber, der dem Einen giebt, was er dem Andern genommen hat.

Heinrich.

Ja, Vater, der letzte Umstand giebt der Sache auch eine ganz andere Gestalt! Hätten wir den voraus gewußt, so würden wir auch anders geurtheilt haben.

Vater.

Das vermuthe ich selbst; aber darin besteht eben euer Unrecht, daß ihr so rasch verdammtet, ohne euch erst zu erkundigen, ob sich nicht irgend ein Umstand finde, der dem Verurtheilten zur Entschuldigung gereichen könne. Dafür sollt ihr mir ein Pfand geben. Und nun laßt sehen, wie viel wir deren haben? — Sieben! Nun, Lotte nimmt sie in die Schürze, und ich, wenn ihr wollt, will sagen, was Jeder thun soll.

Ferdinand.

O ja!

Lotte.

Vater, was soll Der thun, dem dies Pfand gehört?

Vater.

Der soll uns irgend einen großen Mann nennen, und zugleich irgend etwas Merkwürdiges von dem großen Manne erzählen.

Lotte.

Es gehört dir, Heinrich!

Heinrich.

Heinrich der Vierte, der beste König von Frankreich.

Lotte.

Und das Merkwürdige von ihm?

Heinrich.

Das kann ich euch abermahls in Versen erzählen, so wie ich sie gestern in Ramler's Fabellese gefunden habe. Hier ist sie:

Der große Heinrich kroch auf allen Vieren,
Mit seinem Sohn, der auf ihm ritt,
Im Saal umher. Schnell öffnen sich die Thüren!
Der Abgesandte von Madrid
Erscheinet im Gemach, und sieht ihn galoppiren. —
Herr! sind Sie Vater? ruft der Held mit heiterm Muth,
Und liegt noch immer auf den Händen.
Ja, Sire! — antwortet ihm der Don. — Gut, gut!
So kann ich meinen Marsch vollenden.

Lotte.

Was soll Der thun, dem dies Pfand gehört?

Vater.

Der soll uns die merkwürdigste neue Erfindung sagen.

Ferdinand.

Ah! es ist meins. Die Luftmaschine, die Montgolfier erfunden hat.

Heinrich.

Weißt du aber auch noch, wie die beiden ersten Luftschiffer heißen?

Ferdinand.

O ja! Arlandes und Rosier.

Lotte.

Vater, was soll Der thun, dem dies gehört?

Vater.

Der soll uns seinen liebsten Denkspruch sagen.

Lotte.

Ah, es ist mein eigenes! — Nun, was sage ich denn? Ach ja!

Ich will bei jeder kleinen Gabe,
Die mir der Himmel giebt, mich freun;
Ich will den Weg, den ich zu laufen habe,
Mit Blumen mir bestreun.

Vater.

Das thu, liebe Lotte! so wirds dir nie an Vergnügen fehlen. — Nun weiter!

Lotte.

Was soll Der thun, dem dies gehört?

Vater.

Er soll uns sagen, was das Schönste, und was das Häßlichste auf Erden ist?

Lotte.

Nun, so sage du es selbst, Vater; sieh, es ist deins.

Vater.

Nichts Schöneres ist auf Erden, als ein junger Mensch, Jüngling oder Mädchen, welche gut und verständig sind, und Häßlicheres kenne ich nichts hienieden, als einen Greis, der thöricht denkt und lasterhaft handelt.

Lotte.

Was soll Der thun, dem dies Pfand gehört?

Vater.

Der soll uns einen Mann nennen, den er sich zum Muster aufgestellt hat. — Wessen ist's? Ah, Ferdinands! Nun, so laß doch hören!

Ferdinand.

Robinson der Jüngere.

Vater.

Ei, ei, Söhnchen! willst du uns etwa auch davonlaufen, und auf einer wüsten Insel wohnen?

Ferdinand.

Nein, so meine ich es nicht! Ich will ihm nur nachahmen in Dem, was er nachher that, da er sich schon gebessert hatte.

Vater.

Nun, das dachte ich wol; und so hast du dir kein unrechtes Muster erwählt. Aber weiter! — Derjenige, dem das nächste Pfand gehört, soll uns einen Mann aus der Geschichte nennen, der wegen seiner Gerechtigkeit vorzüglich ehrwürdig ist.

Lotte.

Das werden der Herr Heinrich zu sagen belieben.

Heinrich.

Aristides.

Vater.

Sage uns doch etwas mehr von ihm; die Kleinern dürften vielleicht noch nichts von ihm gehört haben.

Heinrich.

Aristides lebte lange vor Kristi Geburt in der Griechischen Stadt Athen. Er bezeigte sich in allen seinen Handlungen so rechtschaffen gegen Jedermann, daß er den ehrenvollen Zunamen des Gerechten erhielt. Aber eben das verdroß die schlechtern Menschen unter seinen Mitbürgern; sie suchten ihn zu stürzen, und brachten es endlich dahin, daß er durch die Mehrheit der Stimmen verwiesen werden sollte. Einer, der den Aristides von Person gar nicht kannte, und doch seine Stimme zur Verbannung desselben geben wollte, begegnete ihm zufälliger Weise, und ersuchte ihn, als einen Unbekannten, daß er ihm doch den Namen Aristides aufschreiben

möge, weil er selbst nicht schreiben könne. Was hat dir, fragte der gerechte Mann, Aristides denn zu Leide gethan? Nichts, antwortete der Kerl, aber es verdrießt mich, daß ich ihn überall den Gerechten nennen höre. Aristides schwieg, schrieb ihm seinen Namen auf, und ging in die Verweisung.

Vater.

Nicht wahr, Ferdinand, das war auch ein Mann, den man sich wol zum Muster aufstellen möchte? — Weiter!

Lotte.

Nun, was soll denn Der thun, dem dies letzte Pfand gehört?

Vater.

Der soll uns noch zu guter Letzt etwas Lustiges zum Besten geben, es sei nun, was es wolle.

Lotte.

Ach, das trifft mich selbst! — Himmel! wie mache ich denn das, um etwas Lustiges hervorzubringen? — Aber halt! da fällt mir etwas ein. Vater, darfs auch wol eine Fabel aus dem A B C Buche sein.

Vater.

Wenn du sie auswendig weißt, und gut hersagen willst, warum nicht?

Lotte.

Es ist die Fabel vom Mops:

Es war einmahl ein dummer, fetter Mops;
Der ging — wie Möpse gehn — auf allen Vieren
Bei hellem Mondschein einst spaziren.
Da kam ein Graben in die Quer; und hops!
Sprang euch der dumme, fette Mops —
Hinüber, meint ihr? — nein,
Er sprang zu kurz, und fiel hinein,

Von wegen seiner schweren Masse.
Und als er endlich der Gefahr,
Da zu ersaufen, ledig war,
So stellt er sich recht mitten auf die Gasse,
Und fängt euch da zu schelten an,
Daß man sein eigen Wort davor nicht hören kann.
Es sollte aber dieses Schelten —
Wem meint ihr wol? — dem Monde gelten;
Und der hatt' ihm doch nichts gethan!
Er schalt ihn einen Bärenhäuter,
Ochs, Esel, Schlingel, und so weiter.

Der Mond — nicht wahr, der schalt doch wieder?
O nein! — sah lächelnd auf den Mops hernieder,
Und fuhr, als gings ihn gar nicht an,
Lustwandelnd fort auf seiner Himmelsbahn;
Und wird seitdem, wie männiglich bekannt,
Doch immer Mond, nie Ochs genannt!

Vater.

Brav! — (Die Mütze abnehmend.) Nun vielen Dank für geleistete Gesellschaft!

Ferdinand und Lotte.

Gleichfalls, gleichfalls! und schönen Dank für gute Bewirthung!

Eine Geschichte vom Weihnachtsabend.

Es war in heilger Weihnachtszeit,
Und bis zum hellen Tage
Hatt' es gefroren und geschneit,
So recht für meine Lage;
Fest Weg und Steg, und hell und klar
Die liebe Sonn' am Himmel war.

Ich ritt zu meinen Aeltern hin;
War guter sieben Meilen;
Ein langer Wald, und Wölfe drin —
Fürwahr, da galts, zu eilen!
Das ging im Trab, Galopp und Paß;
Mein Pferd war üb'r und über naß.

Die Soune schon gar niedrig stand
Im Busch, ich mitten drinnen,
Und reite rechts, statt linker Hand —
Mir klangs in allen Sinnen:
Was wird das eine Freude sein,
Spreng' ich mit eins den Hof hinein!

Der Seitenweg verlor sich bald
In Dickicht und Gesträuchen;
Es wurde grimmig-schneidend kalt,
Mein Pferd fing an zu keuchen. —
Ach, lieber Gott! erbarm dich mein!
Ich weiß hier weder aus noch ein!

Bin just nicht furchtsam, aber doch —
Mich überfiel ein Grauen.
Die Nacht brach ein, es war kaum noch
Der Weg vor mir zu schauen.
Mich fror, mein Pferd war abgejagt;
Von Wölfen war mir auch gesagt.

Es jagten Schreckensbilder sich
Wild in mir hin und wieder.
Ich stieg vom Pferd' und legte mich
Am Boden horchend nieder,
Ob Hundsgebell, ob Hahnenschrei
Nicht irgend zu vernehmen sei.

All', all' umsonst! Nur dann und wann
Ein Knistern in den Zweigen.
Ich band den müden Schimmel an,
Wollt' auf den Gipfel steigen;
Doch kaum ergriff ich einen Ast,
So brach er unter meiner Last.

Nun krabbelt' ich herum im Schnee;
Mein Zustand war entsetzlich.
Doch steigt die Noth zur höchsten Höh',
Kommt Gott mit Hülfe plötzlich.
Horch auf! horch! hu! ein dumpfer Schall,
Und — hör' ich recht? — ein Peitschenknall!

Was Freude, was ein Lebensschall
Der Knall in meinen Ohren!
Auf raff' ich mich von meinem Fall,
Bin stark, bin neu geboren;
Ich rufe mit dem stärksten Schrei:
He! guter Landsmann! hier! herbei! —

„Wer da?" — Gut Freund! getrost heran,
Bin ein verirrter Reiter;
Weiß hier im Busch nicht Steg noch Bahn,
Und möchte gern noch weiter,
Nach B —, wo ich zu Hause bin,
Sag mir, wie weit ists noch dahin? —

„Drei Meilen gut, und ist schon spat!
Will wol zum Kristnachtsschmause?
Sieht er! vorhin zerbrach mir's Rad,
Komm' drum so spät nach Hause.
Er armer Narr! ihn friert wol sehr?
Nun, reit' er immer hinterher!" —

Hab' treffliche Musik gehört,
Mir war da wohl zu Muthe;
'S ist Gottes Gab' und lobenswerth,
Und hilft bei dickem Blute;
Doch wie mir war, als er so sprach:
Das geigt und singt mir Keiner nach.

Wir kamen glücklich durch den Wald,
Das Dorf lag gleich dahinter.
Des wackern Fuhrmanns Peitsche knallt
Am Thorweg; Weib und Kinder
Stehn, rufen: Vater! Vater! komm!
Bringst Kristkind mit? Sind Alle fromm. —

„Ist da ein Herr! Nimm, Hans, sein Pferd. —
(Nimmts Pferd ein wackrer Bube)
Wohlan! laßt sehn, was Gott beschert?
Hin in die warme Stube!
Trag', Mutter, auf! machs Tischtuch glatt!
Und, Herr, nun eſſ' er auch sich satt!" —

Ein Liebesmahl, kein König kann
Solch einen Schmaus mir geben.
Bald ging nun auch das Schwatzen an
Von Stadt- und Landmannsleben.
Mir schmeckten Wurst und Sauerkraut,
Als säß' ich neben einer Braut.

Gebt Acht, nun bin ich bald am End'.
Die Mutter schleicht bei Seite.
Im Hui! ein großer Wachsbaum brennt!
Freut euch, ihr Kristenleute!
Die Kinder taumeln sich drum 'rum —
Hätt' ichs gemahlt, viel gäb' ich drum.

Drauf Weib und Kind zu Bette gehn;
Er will ein Pfeifchen schmauchen. —
„Ich möchte doch den Weg versehn;
Werd' einen Führer brauchen.
Reit't mit nach B, — mein lieber Mann!
Ihr sollt da gut zu leben ha'n." —

'S ist morgen Kirchtag. Nein, mein Knecht
Wird ihm's Geleite geben.
„Was bin ich schuldig?" — Herr, ihr sprecht
Kurjos, bei meinem Leben!
Wiegt ihr Gefälligkeit aufs Loth?
Was schuldig? Ein: Bezahl's euch Gott!

„Da, meine Hand, du Ehrenmann!
Und Druck, aus Herzensgrunde.
Dir lohne Der, der lohnen kann,
Mit mancher Freudenstunde.
Mein Dank auf immer dein! Wohlan!
So schlaf denn wohl, du guter Mann." —

Für mich kein Schlaf. Gewacht, geträumt,
Und 'naus in'n Stall zum Schimmel.
Der Knecht sich seine Stute zäumt;
Wir fort bei grauem Himmel
In scharfem Trott. Die Heide lag
Schon hinter uns, da kam der Tag.

Kein Morgenstück! — Bist tausendmahl,
Aurora, schon besungen.
Schau hin! Prospekt hinab ins Thal
Durch grüne Dämmerungen.
Hier schon der Teich — fort, Schimmel! fort!
Das Wohnhaus! Mutters Fenster dort!

Hinab vom Pferd, den Hof hinein,
Geduckt wie Diebsgesellen.
Die Magd sieht aus, fängt an zu schrein,
Und Tiras an zu bellen;
Und Mutter 'raus, mir an den Hals,
Der alte Vater ebenfalls.

Göckingk.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Campe, Joachim Heinrich,

Sämmtliche Kinder- und Jugendschriften

Bd.: 4. Kinderbibliothek. - Th. 3

Braunschweig 1831

Paed.pr. 622-1/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11019935-7